Das
Drama von Dreiundneunzig.

Scenen aus dem revolutionären Leben

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. L. Wesché.

Vierter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1851.

Das Drama von Dreiundneunzig.

Vierter Band.

I.

Der 26. December. — Aufmerksamkeiten Clery's für die Königin. — Der Schlüssel des Kammerdieners Clery. — Zwischenfall. — Ludwig XVI. tritt in die Nationalversammlung ein. — Vertheidigung Desèzes. — Schöne Vertheidigung um fehl zu schlagen. — Beredtsame Worte des Advokaten. — Seine Schlußrede. — Der König nimmt das Wort. — Von dem Präsidenten dem Könige vorgelegte Noten und Schlüssel. — Der König zieht sich in den Saal der Berathungen zurück. — Lärm in der Nationalversammlung. — Antrag Petions. — Rednerische Bemühungen Lanjuinais. — Couthon. — Schwanken der Nationalversammlung. — Horatier und Curiatier. — Competenz des Convents. — Die Montagne und die Gironde. — Robespierre und Vergniaud.

Der Tag des 26. kam also herbei, und fand den König auf Alles, selbst auf den Tod vorbereitet.

Gleich am Morgen hatte Clery die Königin von alle dem benachrichtigen lassen, was sich zutragen müßte, damit

der Wirbel der Trommeln und die Bewegung der Truppen sie nicht wie das erste Mal erschreckten; der König brach um zehn Uhr Vormittags unter der Bewachung Santerres, Chambons und Chaumettes auf.

Vor dem Gerichtshofe angelangt, wartete Ludwig eine Stunde lang, bis es ihm erlaubt war einzutreten; das Königthum war so tief gefallen, daß es eine Stunde lang in dem Vorzimmer der Nation wartete.

Freilich hatte die Nation neun Jahrhunderte lang in dem Vorzimmer des Königthumes gewartet.

Was den Eintritt des Königs verspätete, war ein Streit in Bezug auf den König; ein Mitglied des Convents hatte der Nationalversammlung gemeldet, daß ein am 12. August Clery, seinem Kammerdiener übergebener Schlüssel, von dem der Angeklagte leugnete, Kenntniß zu haben, indessen der wäre, welcher den eisernen Schrank der Tuilerien aufschlösse.

Dieser Schlüssel, den Ludwig nicht anerkannte, war wahrscheinlicher Weise von ihm selbst geschmiedet worden.

Vier andere, weniger wichtige Schlüssel, die aber indessen Schubladen verschlossen, in denen man verschiedene, in dem Prozesse angeführte Aktenstücke gefunden hatte, waren diesem hinzugefügt.

Als die Verhandlung beendigt, meldete der Präsident der Nationalversammlung, daß Ludwig und seine Vertheidiger bereit wären, vor den Schranken zu erscheinen.

Ludwig trat von Malesherbes, von Tronchet, von Desèze, von Chambon und von Santerre begleitet ein.

Nach dem von einer solchen Erscheinung unzertrennlichen Getöse entstand ein tiefes Schweigen der Nationalversammlung.

—Ludwig, sagte der Präsident, der Convent hat beschlossen, daß heute Ihr Schlußverhör stattfinden soll.

— Mein Rath wird Ihnen meine Vertheidigung vorlesen, antwortete Ludwig.

Und Herr Desèze nahm das Wort.

Die Rede des Advokaten war eine wahre Advokatenrede.

Recht habend, wenn er hinreißend hätte sein sollen, logisch, wenn er poetisch hätte sein sollen; ein Thron vertheidigt sich nicht wie eine Zwischenmauer mit Urkunden, Beweisstücken, Zeugnissen des Feldmessers. Er vertheidigt sich durch erhabene Aufrufe an erhabene Gefühle; er muß durch den Glauben, die Begeisterung, durch die Religion vertheidigt werden. Zuverlässig ist das Königthum keine Göttin, sondern ein Götze, und gewisse Völker lassen sich durch den Triumphwagen überfahren, der ihren Götzen zieht.

Die Sache dieses Königs, der so weit gebracht war, vor seinem Volke nicht allein auf seine eigenen Verbrechen zu antworten, sondern auch noch über die seines Geschlechtes. Die Verschwendungen Ludwigs XV., die Schwächen Ludwigs XIV., das Schwanken Ludwigs XIII., bot indessen der Vertheidigung einen schönen Stoff; es gab diesem vor die Schranken der Nation geschleppten Könige ein schönes Gefolge von Vorfahren zu bilden, und seine wahren Vertheidiger waren Heinrich IV. und der heilige Ludwig.

Zuverlässig wäre in dieser Art von Vertheidigung die Geschichte mehr als ein Mal verfälscht worden, mehr als ein Mal wären Scheingründe an die Stelle der Beweisgründe getreten; aber wer waren zu jener Zeit die Männer, die stark genug in der geschichtlichen Philosophie waren, um zu leugnen oder Lügen zu strafen?

Kurz, Desèze wandte sich an den Verstand, er hätte die Herzen angreifen müssen; seine einzige, ein wenig erhabene Aeußerung war folgende:

„—Ich suche unter Ihnen Richter, und ich finde nur Ankläger.

„Sie wollen über das Loos Ludwigs aussprechen, fuhr Desèze fort, und Sie sind es, die ihn anklagen.

„Sie wollen über das Loos Ludwigs sich aussprechen, und Sie haben bereits Ihre Stimme abgegeben.

„Sie wollen über das Loos Ludwigs sich aussprechen, und Ihre Meinungen sind in Europa im Umlaufe.

„Ludwig wird also der einzige Franzose sein, für den es weder ein Gesetz, noch irgend eine Formalität geben wird.

„Man ist so weit gegangen, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, Truppen in sein Schloß gelegt zu haben, aber mußte er sich denn von der Menge zwingen lassen? war die Gewalt, welche er von der Constitution hatte, nicht in seinen Händen? Bürger, wenn man in diesem Augenblicke Ihnen sagte, daß eine getäuschte und bewaffnete Menge gegen sie marschire, daß sie ohne Achtung für Ihren geheiligten Charakter als Gesetzgeber sie diesem Heiligthume entreißen wollte, was würden Sie thun?

„Man hat Ludwig verderbliche Angriffspläne zur Last gelegt, und wem ist es denn heute unbekannt, daß man lange vor dem Tage des 10. August diesen Tag vorbereitete, daß man an ihm arbeitete, daß man ihn im Stillen hegte, daß man die Nothwendigkeit eines Aufstandes gegen Ludwig zu fühlen geglaubt hatte, daß dieser Aufstand seine Agenten, seine Anstifter, sein Kabinet, sein Directorium hatte?

„Wem ist es denn unbekannt, daß es berechnete Pläne, gebildete Verbindungen, unterzeichnete Verträge gegeben hat?

„Wem ist es denn unbekannt, daß Alles für die Ausführung eines großen Planes, der für Frankreich die Schicksale herbeiführen sollte, deren es genießt, geleitet, angeordnet, ausgeführt worden ist?

„Das, Gesetzgeber, sind keine Thatsachen, die man ableugnen kann; sie sind öffentlich, sie haben in ganz Frankreich Aufsehen gemacht, sie haben sich in Ihrer Mitte zugetragen; in diesem Saale selbst, in welchem ich spreche, hat man sich den Ruhm von dem Tage des 10. August streitig gemacht. Ich komme nicht, diesen Ruhm denen abzusprechen, die ihn sich zuerkannt haben, ich sage nur, daß, da der Aufstand weit vor dem 10. August bestanden hat, da er gewiß ist, da er eingestanden ist, es bewiesen ist, daß Ludwig nicht der Angreifende ist.

„Sie klagen ihn indessen an.

„Sie werfen ihm das vergossene Blut vor.

„Sie wollen, daß dieses Blut um Rache gegen ihn schreit.

„Gegen ihn, der zu jener Zeit nur gekommen war, sich der Nationalversammlung anzuvertrauen, um zu verhindern, daß es vergossen würde.

„Gegen ihn, der in seinem Leben keinen blutgierigen Befehl erlassen hat.

„Gegen ihn, der in Varennes es vorgezogen hat, lieber als Gefangener zurückzukehren, als sich dem auszusetzen, den Tod eines einzigen Menschen zu verursachen.

„Gegen ihn, der am 20. Juni alle die Unterstützung ausschlug, die ihm angeboten war, und allein in Mitte des Volkes bleiben wollte.

„Und Sie legen ihm das vergossene Blut zu Last, und er ist es, den Sie anklagen . . .

„Hören Sie im Voraus die Geschichte, welche durch die Fama ausposaunen wird:

„Ludwig hatte mit zwanzig Jahren den Thron bestiegen, er gab auf dem Throne das Beispiel von Sitten, er brachte auf ihn keine strafbare Schwäche, noch irgend eine verderbliche Leidenschaft; er war sparsam, gerecht, streng; er zeigte sich auf ihm als beständiger Freund des Volkes; das Volk wünschte die Aufhebung einer verderblichen Steuer, die auf ihm lastete, er hob sie auf; das Volk verlangte die Abschaffung der Knechtschaft, er fing damit an sie selbst auf seinen Domänen abzuschaffen; das Volk bat um Verbesserungen in der Kriminalgesetzgebung für die Milderung von dem Loose des Angeklagten, er machte diese Verbesserungen; das Volk wollte, daß Tausende von Franzosen, welche die Strenge unserer Gebräuche bis dahin der Rechte beraubt hatte, die den Bürgern angehören, diese

Rechte erlangten oder sie wieder erlangten, er ließ sie durch seine Gesetze dieselben genießen, er kam ihnen selbst durch seine Opfer entgegen.

„Und im Namen desslben Volkes verlangt man indessen heute ... Bürger, ich spreche nicht aus, ich bleibe vor der Geschichte stehen, bedenken Sie, daß Sie Ihr Urtheil richten wird, und daß das ihrige das der Jahrhunderte sein wird."

Das war der nach unserer Meinung ein wenig schwache Schluß einer Rede, welche eine der größten menschlichen Fragen aufstellte, die jemals verhandelt worden sind.

Desèze schwieg, Ludwig XVI. stand auf.

Vielleicht wird dieser Mensch, der die Menschheit vertheidigen wird, vielleicht wird dieser König, der das Königthum vertheidigen wird, vielleicht wird dieses Wesen Gottes, welches das göttliche Recht vertheidigen wird, wenigstens einige beredtsame Worte haben.

Man höre was Ludwig XVI. sagte.

„Man hat Ihnen so eben meine Vertheidigungsmittel vorgelegt, ich werde sie Ihnen nicht erneuern, indem ich vielleicht zum letzten Male zu Ihnen spreche; ich erkläre Ihnen, daß mein Gewissen mir Nichts vorwirft, und daß meine Vertheidiger Ihnen die Wahrheit gesagt haben.

„Ich habe niemals gefürchtet, daß meine Handlungsweise öffentlich untersucht würde, aber mein Herz blutet, in dem Anklageakte die Beschuldigung zu finden, daß ich das Blut des Volkes hätte vergießen lassen wollen, und beson-

ders, daß die Unglücksfälle des 10. Augusts mir zugeschrieben sind.

„Ich gestehe, daß die vielfachen Beweise, die ich zu allen Zeiten von meiner Liebe für das Volk gegeben, und die Art und Weise, mit der ich mich benommen hatte, mir beweisen zu müssen schienen, daß ich wenig fürchtete, meine Person der Gefahr auszusetzen, um sein Blut zu schonen, und für immer eine solche Beschuldigung von mir zu entfernen."

Und Ludwig hörte auf zu sprechen.

O! armes Königthum, das, wo nicht Besseres, doch wenigstens Erhabeneres zu sagen hatte.

Nun wandte sich der Präsident an Ludwig:

— Der Nationalconvent hat decretirt, daß folgende Note Ihnen vorgelegt werden solle.

Ein Secretär legte dem Könige eine Note vor.

Diese Note war die von seiner Hand auf den Umschlag der bei Clery, seinem Kammerdiener, gefundenen Schlüssel geschriebenen Aufschrift.

— Kennen Sie diese Note?

— Durchaus nicht, antwortete Ludwig.

— Der Convent hat gleichfalls decretirt, fuhr der Präsident fort, daß diese Schlüssel Ihnen vorgelegt werden sollen. Erkennen Sie dieselben an?

— Ich erinnere mich, antwortete der König, in den Feuillants Clery Schlüssel übergeben zu haben, weil Alles aus meiner Wohnung fortgeschafft war, und ich sie nicht mehr nöthig hatte.

— Erkennen Sie diesen da?

Und der Präsident zeigte dem Könige den Schlüssel zu dem eisernen Schranke.

— Seit langer Zeit kann ich sie nicht mehr erkennen. Ich erkenne ebenso wenig die Noten; ich erinnere mich, deren mehrere gesehen zu haben.

— Sie haben Ihrer Vertheidigung nichts Anderes hinzuzufügen?

— Nein.

— Sie können sich zurückziehen.

Der König stand bei dieser Anzeige auf, und zog sich in den Berathungssaal zurück, in welchem er die Entscheidung der Nationalversammlung erwarten sollte.

Von diesem Saale aus konnte der König den Lärm hören, der sich in dem Raume erhoben hatte, den er so eben verlassen.

Der Lärm war groß.

Jedermann fühlte, daß ein schnelles Urtheil nöthig wäre, und daß man eine solche Lage nicht in die Länge ziehen dürfe. Diese Frage, welche sich entscheiden sollte, war für das Volk mehr als ein Urtheil, sie war ein Schauspiel; ein großes Trauerspiel sollte aufgeführt werden, in welchem es Eile hatte, sich zum Schauspieler zu machen, sollte es darin auch nur die Rolle des Statisten spielen.

Desèze hatte indessen in seiner Rede einen empfindlichen Punkt berührt, eine bebende Saite schaudern lassen; es war die des Rechts, welches der Convent hätte, Ludwig XVI. zu richten.

Petion und Lanjuinais stellten daher auch folgenden sonderbaren Antrag:

„Daß der Convent erklären möge, Ludwig XVI. nicht zu richten, sondern über sein Schicksal als Maaßregel der allgemeinen Sicherheit sich auszusprechen."

Außerdem verlangten sie, daß man zur Prüfung der Vertheidigung einen Aufschub von drei Tagen bewillige.

Lanjuinais war es, welcher zuerst sprach, der, ein Verfechter der Gesetzmäßigkeit, es wagte, in diesen Kampfplatz von Tigern hinabzugehen. Die ganze äußerste Partei, die Duhems, die Duquesnois, die Billauds, erhoben sich daher auch, indem sie gegen ihn heulten und verlangten, daß man ihn auf der Stelle als royalistischen Verschwörer in das Gefängniß sende. Aber seine Stimme überragte alle Stimmen; es gelang ihm, sich hören zu lassen und die Zurücknahme des unüberlegten, sinnlosen Decrets zu verlangen; zwei schreckliche Beinamen in einem solchen Momente, nicht wahr, durch welches sich die Nationalversammlung in einer Minute zum Richter Ludwigs XVI. erklärt hatte.

Hierauf, als bei diesen Worten der Lärm zunahm, rief er aus, indem er sich an die Tribüne klammerte, von der man ihn fortreißen wollte:

— Nein! nein, Sie können nicht Richter des entwaffneten Mannes bleiben, dessen directe und persönliche Feinde mehrere unter Ihnen gewesen sind, da sie den Ueberfall seiner Wohnung angezettelt und sich dessen gerühmt haben. Sie können nicht Richter, Anwender des Gesetzes, Anklä-

ger, Geschworene der Anklage, Geschworene des Urtheils bleiben, da Sie Alle oder fast Alle Ihre Stimme abgegeben, einige unter Ihnen sie mit einer scandalösen Grausamkeit abgegeben haben. Lassen Sie uns ein einfaches, natürliches, unverjährbares, bestimmtes Gesetz befolgen. Es verlangt, daß jeder Angeklagte unter den Vortheilen gerichtet wird, welche das Gesetz des Landes ihm zusichert. Ich und mehrere meiner Collegen ziehen es vor zu sterben, als mit der Verletzung der Form selbst den abscheulichsten Tyrannen zum Tode zu verdammen.

Nach Lanjuinais kam Petion. Petion, der noch vor einem Jahre der Abgott der Pariser war, Petion, den man den König von Paris nannte; die Welt hatte seit dieser Zeit eine halbe Revolution in sich selbst gemacht. Petion, ausgezischt, verhöhnt, verabscheut, schimpflich behandelt; Petion, der kleine Petion, der König Hieronymus genannt, war genöthigt, von der Tribüne hinabzugehen, sich zu verbergen, zu schweigen.

Nun ließ sich Couthon auf die Tribüne führen, Couthon ging bereits nicht mehr, aber er schleppte sich noch; er stellte auf, daß der Convent erwählt worden wäre, um Ludwig XVI. zu richten, und erlangte, daß die Verhandlung mit Aussetzung jeder andern Angelegenheit in dieser fortfuhr; aber, wie sonderbar, man kam nun auf die von Lanjuinais und Petion aufgestellte Frage zurück. Nachdem man den ersten beleidigt, nachdem man den zweiten schimpflich behandelt hatte, stellte die Nationalversammlung folgenden Vorbehalt auf, daß sie die Frage nicht vorläufig entschiede, ob man Ludwig XVI. richte, oder ob

man über sein Schicksal als Sicherheitsmaaßregel entscheiden würde.

Die Nationalversammlung zögerte also, zweifelte an ihrer Gewalt, zitterte vor ihrer Vollmacht.

In dieser Sitzung war es, in welcher die Bergpartei und die Gironde sich maaßen, ein großer Kampf Albas und Roms, in welchem Robespierre der Horatier, und Vergniaud der Curiatier waren, der eine beharrlich, leidenschaftlich, schrecklich; der andere beredtsam, pathetisch, glänzend.

Wie man wohl begreifen wird, handelte es sich nicht um die Strafbarkeit Ludwigs; er war in den Augen Aller strafbar, selbst in denen Lanjuinais, selbst in denen Petions, es handelte sich um die Competenz der Nationalverversammlung. Die Bergpartei wollte den Convent, die Gironde wollte das Volk.

Sie stützte sich auf folgenden Grundsatz, daß, da die Constitution der Revision des Volkes unterworfen wäre, das Volk für einen so wichtigen Akt als den, der vor sich gehen sollte, als Richter berufen werden müßte.

Die aristokratische Gironde appellirte daher an das Volk, die demokratische Bergpartei verwarf also die Nation.

Robespierre befand sich auf einem beweglichen Boden, einem Boden, der wie lockerer Sand unter ihm weichen konnte, Robespierre hatte gegen die Souveränetät des Volkes zu sprechen.

Robespierre war der Held der Gemeinplätze, er hatte immer eine, vielmehr zwei als eine, aus der griechischen oder römischen Geschichte gezogene Anführungen, das machte

einen wundervollen Eindruck auf die Massen, welche nicht verstanden, aber bewunderten.

Dieses Mal nahm er zum Texte das Recht, und besonders die Vernunft, welche fast immer in den Minoritäten liegt.

—War die Tugend nicht immer in der Minorität auf Erden, rief er aus, und ist darum die Erde nicht nur mit Sclaven und mit Tyrannen bevölkert? Sidney gehörte der Minorität an, und er starb auf dem Schaffotte; Anctius und Critias gehörten der Majorität an, aber Socrates gehörte ihr nicht an; er trank den Schierlingsbecher. Cato gehörte der Minorität an, und er zerfleischte seine Eingeweide. Ich sehe von hier aus viele Männer, welche, wenn es sein muß, der Freiheit nach der Weise Sidneys, Socrates und Catos dienen werden.

Eine finstere Warnung, welche der Redner als rednerisches Mittel angewandt hatte, und die vor Ablauf von zwei Jahren ihre Stelle unter der Zahl der Prophezeiungen einnehmen sollte.

Und Robespierre unterstützte die Verurtheilung Ludwigs XVI. durch den Convent.

Vergniaud stand auf, klar, überfließend, rasch wie ein Fluß.

—Ich liebe den Ruhm meines Vaterlandes zu sehr, sagte er, um ihm vorzuschlagen, sich bei einer so feierlichen Veranlassung durch die Berücksichtigung dessen leiten zu lassen, was die ausländischen Mächte thun oder nicht thun werden. Indessen dadurch, daß ich beständig sagen höre, daß wir in diesem Augenblicke als politische Gewalt han-

deln, habe ich gedacht, daß es weder gegen ihre Würde, noch gegen ihren Verstand sein würde, einen Augenblick lang über Politik zu sprechen. Wenn die Verurtheilung Ludwigs XVI. kein Grund zu einer neuen Kriegserklärung ist, so ist es wenigstens gewiß, daß sein Tod der Vorwand dazu sein wird. Sie werden die zahlreichen Feinde besiegen, ich glaube es; aber welche Dankbarkeit wird Ihnen das Vaterland dafür schuldig sein, Ströme von Blut haben fließen zu lassen, und in seinem Namen einen Akt der Rache ausgeführt zu haben, der die Ursache so vieler Trübsal geworden? Werden Sie es wagen, sich Ihres Sieges zu rühmen? ich entferne die Niederlagen bis auf den Gedanken daran; aber mitten unter den glücklichsten Ereignissen wird es durch seine Siege erschöpft sein; fürchten Sie, daß Frankreich in Mitte seiner Triumphe jenen denkwürdigen Monumenten gleichen möge, welche in Egypten die Zeit besiegt haben; der Fremde, welcher vorüberkömmt, verwundert sich über ihre Erhabenheit; aber wenn er in dieselben dringen will, was findet er darin? leblose Asche und das Schweigen der Gräber.

Indem er hierauf von der Poesie zur Wirklichkeit hinabging, fuhr er fort:

— Hören Sie nicht täglich, sowohl in diesem Raume, als außerhalb, Menschen, welche voll Wuth ausrufen:

„Wenn das Brod theuer ist, so ist die Ursache davon in dem Tempel, wenn das baare Geld selten ist, wenn unsere Armeen schlecht verproviantirt sind, so ist die Ursache davon in dem Tempel; wenn wir täglich über den

Anblick, der Zerrüttung des öffentlichen Elendes zu leiden haben, so ist die Ursache davon in dem Tempel."

Die, welche diese Sprache führen, wissen indessen wohl, daß die Theurung des Brodes, der Mangel an Umlauf der Lebensmittel, das Verschwinden des Geldes, die Vergeudung in den Hülfsmitteln unserer Armeen, die Nacktheit des Volkes und unserer Soldaten, von anderen Ursachen herrühren. Und welches sind denn Ihre Pläne, wer wird mir dafür bürgen, daß nicht dieselben Männer nach dem Tode Ludwigs mit noch weit größerer Heftigkeit rufen werden: Wenn das Brod theuer ist, wenn das baare Geld selten ist, wenn unsere Armeen schlecht verproviantirt sind, wenn der Jammer des Krieges durch die Kriegserklärung Englands und Spaniens zugenommen hat, so liegt die Ursache davon in dem Convent, der diese Maaßregeln durch die übereilte Verurtheilung Ludwigs XVI. herbeigeführt hat? Wer wird mir dafür bürgen, daß in diesem neuen Sturme, in welchem man die Schlächter des Septembers aus ihren Höhlen wieder hervorgehen sehen wird, man Ihnen nicht ganz mit Blut bedeckt diesen Vertheidiger, dieses Haupt vorstellen wird, von dem man sagt, daß es so nothwendig gewesen wäre? Ein Haupt! ah! wenn das ihre Vermessenheit wäre, so würde dieses Haupt nur erscheinen, um auf der Stelle von Tausend Stichen durchbohrt zu werden. Aber welchen Gräueln würde Paris nicht überliefert sein? wer würde eine Stadt bewohnen können, in welcher die Zerstörung und der Tod herrschen würden? Und Ihr, gewerbsfleißige Bürger, deren ganzen Reichthum die Arbeit ausmacht, und für welche die Mittel

der Arbeit zerstört sein würden, was würde aus Euch werden, welches würden Eure Hülfsmittel sein, welche Hände würden Euren trostlosen Familien Unterstützung bringen? würdet Ihr diese falschen Freunde, diese arglistigen Schmeichler aufsuchen, welche Euch in den Abgrund gestürzt haben würden? ah! flieht sie vielmehr, fürchtet ihre Antwort, ich will sie Euch sagen.

—Geht in die Steinbrüche, der Erde einige blutige Fetzen der Opfer streitig zu machen, welche wir ermordet haben; oder wollt Ihr Blut? nehmt es, hier ist Blut und Leichen, wir haben Euch keine andere Nahrung anzubieten. Ihr schaudert, Bürger! O mein Vaterland, ich thue gleichfalls Einspruch, um Dich aus dieser bejammernswerthen Krisis zu retten.

II.

Saint-Just auf der Tribüne. — Decret Camille Desmou-
lins. — Brief der Commissäre bei den Armeen. — Tactik
Robespierres. — Angriff Gasparins. — Der Brief Gen-
sonnés an Roze. — Rückkehr Dantons. — Seine Liste
von Fragen. — Mißtrauen der Gironde, welches den Kö-
nig stürzt. — Die drei Fragen Foncfrèdes. — Der ver-
wundete Eber. — Die letzte Verhandlung. — Der na-
mentliche Aufruf für die Strafe. — Der spanische Mini-
ster. — Der Ausfall Dantons. — Der Tod. — Die Ver-
theidiger des Königs. — Paris illuminirt. — Saint-Far-
geau von Paris ermordet. — Flucht des Mörders. — Er
wird entdeckt. — Er jagt sich eine Kugel durch den Kopf.
— Seine E h r e n b e s t a l l u n g.

Am folgenden Morgen begann der Streit wieder.
An diesem Tage bestieg Saint-Just die Tribüne; seine
wie die Schneide eines Beiles scharfe Rede vernichtete die
Vertheidigung des Königs Stück vor Stück; er allein

ging offen auf den Punkt des Rechtes ein, das ein Volk hat, seinen König zu richten.

—Wenn der König unschuldig ist, sagte er, so ist das Volk schuldig. Sie haben das Kriegsgesetz gegen die Tyrannen der Welt proclamirt, und Sie wollten den Ihrigen verschonen! Die Revolution fängt erst dann an, wenn der Tyrann endigt.

Lequinio stürzte auf die Tribüne.

—Wenn ich mit dieser Hand, sagte er, mit einem Schlage alle Tyrannen ermorden könnte, so würde ich sie auf der Stelle treffen.

—Was mich anbetrifft, sagte Camille Desmoulins, so ist hier mein Plan des Decrets:

Es wird auf dem Carousselplatze ein Schaffot errichtet, Ludwig wird mit einer Tafel dorthin geführt werden, welche folgende Worte auf der vorderen Seite geschrieben enthält: Verräther und Meineidiger an der Nation, und hinten: König. Der Convent decretirt außerdem, daß die Grabgewölbe von Saint-Denis von nun an das Begräbniß der Räuber, der Mörder und der Verräther sein werden.

Zu gleicher Zeit schrieben die Commissäre bei den Armeen von den Grenzen:

—Wir sind von Verwundeten und Todten umgeben; im Namen Ludwig Capets ermorden die Tyrannen unsere Brüder, und wir erfahren, daß Ludwig Capet noch lebt.

Und man fuhr indessen fort zu verhandeln oder vielmehr zu kämpfen, denn die Verhandlung war ein Kampf, der gar viele Todte auf dem Schlachtfelde lassen sollte.

—O! sagte Couthon, ist es nicht etwas sehr Betrübendes, die Verwirrung zu sehen, in welche uns die Versammlung stürzt; seit drei Stunden verlieren wir jetzt die Zeit für einen König, sind wir Republikaner? nein, wir sind gemeine Sclaven.

In Mitte von alle dem bestand indessen der durch die Rede Vergniauds hervorgebrachte Eindruck noch. Wie jene Ritter des Mittelalters, welche auf einem Turnier gegen die Anstrengungen jedes Kommenden Stand hielten, so empfing die ritterliche Gironde alle Streiche auf ihrem Schilde, als ein letzter, von einer schwachen und unbekannten Hand, von der Hand eines Soldaten Namens Gasparin geführter Streich sie niederwarf.

—Bürger, sagte er, indem er die Tribüne bestieg, es ist nicht zu verwundern, daß die Gironde Ludwig XVI. mit so vieler Ueberzeugung vertheidigt; voriges Jahr logirte ich bei Roze, dem Maler des ehemaligen Königs, nun denn, er hat mir von einer von dem Schlosse verlangten, von den Girondisten geschriebenen, von Guadet, von Gensonné und von Vergniaud unterzeichneten Denkschrift gesprochen. Man frage ein wenig die, welche ich genannt habe, was sie über diese Denkschrift denken?

Wer hatte diesen Streich geführt? Ohne Zweifel Robespierre, der ihn seit dem Juni für eine günstige Veranlassung vorbehielt. Gensonné, ein gewaltiger Streiter, hatte ihn direct angegriffen.

—Beruhigen Sie sich, Robespierre, sie werden nicht ermordet werden, und sie werden Niemand ermorden; das ist es, was sie am Meisten bedauern.

Er hatte einen Wink gegeben, Gasparin hatte die Tribüne bestiegen, und durch diese unbekannte Hand hatte der fliehende Parther der Gironde diese schreckliche Wunde versetzt.

Die Gironde leugnete keinen Augenblick lang; zu der Zeit, wo sie diese Denkschrift verfaßt hatte, das heißt sechs Monate vorher, machte Jedermann Denkschriften, um das noch aufrecht stehende Königthum zu retten, das aber bereits auf dem schrecklichen Abhange glitt, an dessen Ende es der Abgrund erwartete.

Gensonné erklärte, ohne irgend eine Schwierigkeit, daß die Thatsache wahr wäre; daß er, von seinen Collegen und von Roze gebeten, ein Mittel anzudeuten, die Katastrophe abzuwenden, welche das Königthum vorhersah, nicht an den König, sondern an Roze einen Brief geschrieben hätte, den Guadet und Vergniaud mit ihm unterzeichnet hätten.

Man ließ Roze kommen, und Roze erklärte, daß, wie Gensonneé gesagt hatte, der Brief an ihn, und nicht an den König geschrieben war.

Aber, wie unschuldig dieser Brief auch sein mochte, der Streich hatte die Gironde und den König getroffen.

Indessen, in dem Augenblicke, wo die Gironde und der König es am wenigsten erwarten mußten, kam ein Mann ihnen zu Hülfe, den der König und die Gironde zurückwiesen.

Dieser Mann war Danton.

Danton, welcher, nach Belgien gesandt, vergebens versucht hatte, Dumouriez mit der Revolution zu versöh-

nen, und der vergebens versuchte, die Gironde mit dem Könige zu vereinigen; er war durch ein Decret zurückberufen und sollte den Convent sehr verändert, sehr erbittert, sehr krank finden, um uns eines modernen Ausdruckes zu bedienen; er war in seiner Abwesenheit mit vollem Dampfe vorwärts gegangen.

Danton hatte in Belgien ein erhabenes Schauspiel gesehen, das ihm die Seele wieder hatte stärken müssen; das war das gute, von Herzen so französische Volk von Lüttich, dieses tapfere Volk, welches durch sich selbst und ganz allein die Freiheit errungen hatte, und das sie sich, eine große Ehre für dasselbe, durch ein Bündniß von Königen hatte entreißen sehen; das, durch Frankreich der Freiheit wiedergegeben, seine Eisen schmiedete, um Schwerter daraus zu machen, seine Glocken und seine Heiligen einschmolz, um Kupfer und Silber daraus zu machen. Danton kam zur rechten Zeit an, um sich der schrecklichen Frage gegenüber zu befinden: Welches wird die Strafe sein?

Mit einem Blicke, mit jenem Blicke, mit welchem er Frankreich übersah, sah er die Lage.

Den bereits in den Zustand der Sage übergegangenen Tempel, die sich mit Frauen und mit Kindern füllenden Kirchen, welche zu Gott gegen die Revolution beteten, das heißt, gegen ihre Väter, ihre Brüder und ihre Gatten; die Brüder Chouan, welche den Westen zu dem Bürgerkriege riefen, indem sie den Schrei des Uhus nachmachten; eine sehr kleine Minorität, welche ernstlich den Tod des Königs wollte; er sah endlich diese Strafe, die

vielleicht gut zu votiren, aber zuverlässig schlimm zu vollstrecken war.

Nun erschien Danton, der Rechtsgelehrte, wieder, um so mehr politisch, als er sich mehr in Rechtsbeweisgründe einzuhüllen schien. Er hatte eine Liste zahlreicher, getrennter, selbst widersprechender Fragen vorgelegt, die sich einander zerstörten, auf die man zwei Male und unter zwei Formen zurückkommen mußte, kurz auf die Strafe, welche sie auch sein mochte, er hatte im Voraus ihre Vertagung, ihren Aufschub, das heißt, die Begnadigung aufgestellt.

—Wird die Strafe, welche sie auch sein möge, hatte Danton gesagt, bis nach dem Kriege vertagt werden?

Das hieß, Vergniaud die Hand reichen, das hieß eine rettende Brücke über den revolutionären Abgrund schlagen, über welche, wo nicht das Königthum, doch wenigstens der König gehen konnte.

Sei es nun aus Mißtrauen, oder sei es aus wirklichem Abscheue, die Gironde wollte die Hand des Septembermannes nicht berühren, sie wich vor dieser der Rettung Aller geöffneten Pforte zurück, und indem sie dieselbe nicht überschritt, verhinderte sie das Centrum, sie zu überschreiten.

Die Bergpartei war bestürzt; in den Augen dieser Männer, in denen die Revolution eingefleischt war, stürzte sich Danton ohne sichtbare Ursache, ohne logischen Grund in's Verderben; es war um Nichts davon zu begreifen.

Ein einziger Rechtsgelehrter verstand das Werk dieses

schrecklichen Rechtsgelehrten, der so gut durchschnitt, und der so schlecht wieder anknüpfte.

Das war Cambacérès.

Nun trat Foncfrède aus den Reihen der Gironde, bestieg die Tribüne und beschränkte alle verhandelten Fragen auf folgende entsetzlich einfache drei Fragen.

1) Ist Ludwig schuldig?

2) Wird man von dem Urtheile des Convents an das Urtheil des Volkes appelliren?

3) Welches wird die Strafe sein?

Der Convent nahm diese drei Fragen an, und man ging zu den Stimmen über.

Foncfrède hatte Vergniaud widersprochen, er hatte den König getödtet, den Vergniaud hatte retten wollen; von nun an war die Einigkeit der Gironde gebrochen, von nun an war die Gironde verloren.

Man ging zu der Abstimmung über, sagen wir.

Und auf die erste Frage: Ist Ludwig schuldig? antworteten sechs Hundert drei und achtzig Mitglieder:

— Ja.

Lacande von der Meurthe, Baraillon von der Creuse, Lafond von der Corrèze, de l'Homond von Calvados, Heinrich Larivière, Isare Valady, Noel von den Vosges, Marisson von der Vendée, Baudelincourt von der oberen Marne, Stouzet von der oberen Garonne weigerten sich zu stimmen, indem sie ihre Incompetenz und die Unverträglichkeit des Amtes als Gesetzgeber und als Richter vorschützten.

Auf die zweite Frage: Wird die Entscheidung

des Convents der Genehmigung des Volkes unterworfen werden? stimmten zwei Hundert ein und achtzig Stimmen für die Berufung an das Volk, vier Hundert drei und zwanzig Stimmen stimmten dagegen.

Was die dritte Frage anbelangt: Welches wird die Strafe sein? so wird man begreifen, daß sie die wichtigste war; sie erregte daher auch einen weit größeren Kampf.

Von der Bergpartei verstoßen, von der Gironde verstoßen, von den Royalisten verstoßen, war Danton wüthend wie der verwundete Eber zurückgekehrt; er hatte das Bedürfniß, Jemand den Stoß seines Rüssels fühlen zu lassen. Man berieth über einen von der ausübenden Gewalt gegebenen Befehl, die Schauspielhäuser zu schließen. Danton verlangte das Wort.

—Ich muß Ihnen gestehen, Bürger, sagte er, daß ich glaubte, daß in einem solchen Momente es andere Gegenstände als das Schauspiel wären, die uns beschäftigen müßten.

—Es handelt sich um die Freiheit, riefen fünf oder sechs Stimmen aus.

—Es handelt sich um das Trauerspiel, das wir den Nationen geben sollen, rief Danton aus, der wieder der Mann des Septembers geworden war, es handelt sich darum, unter dem Beile der Gesetze den Kopf eines Tyrannen fallen zu lassen, ich verlange, daß wir über das Schicksal Ludwigs ohne Unterbrechung entscheiden.

Es wurde über Dantons Antrag abgestimmt und derselbe angenommen.

Lanjuinais schlug nun vor, daß hinsichtlich der Strafe mit zwei Drittel der Stimmen, und nicht mit der einfachen Mehrheit abgestimmt werden möchte.

Danton erhob sich wieder, indem er die Stellung abschüttelte, die er sich geschaffen hatte, und die Niemand die Einsicht gehabt hatte, zu verstehen.

—Man behauptet, sagte er, daß die Wichtigkeit dieser Frage so groß ist, daß die gewöhnlichen Formen jeder berathenden Versammlung nicht ausreichen, um sie zu entscheiden. Und ich, ich frage warum, wenn man durch eine einfache Majorität über das Schicksal einer ganzen Nation entschieden hat, wenn man nicht einmal daran gedacht hat, diese Frage aufzustellen, als es sich darum gehandelt hat, das Königthum abzuschaffen, ich frage, warum man über das Schicksal eines Verschwörers, einer einzelnen Person, mit ängstlicheren und feierlicheren Formen entscheiden will? Wir entscheiden als Repräsentanten durch das Recht der Souveränetät; ich frage, ob sie nicht durch die einfache Majorität die Republik und den Krieg votirt haben, ich frage, ob das Blut, welches in Mitte der Schlachten fließt, nicht wirklich fließt? Haben die Mitschuldigen Ludwigs XVI. nicht auf der Stelle die Strafe ohne irgend eine Berufung an das Volk erlitten? Ich frage Sie, verdient der, welcher die Seele dieser Verschwörungen gewesen ist, eine Ausnahme?

Trotz der Beifallsbezeigungen, welche diesen Ausfall Dantons empfingen, blieb Lanjuinais fest bei seinem Grundsatze.

—Nehmen Sie sich in Acht, sagte er, Sie haben

alle die Formen verworfen, welche die Gerechtigkeit und zuverlässig die Menschlichkeit forderten: die Verwerfung, die schweigende Form der schützenden Abstimmung der Freiheit der Gewissen und der Stimmen; man scheint hier in einem freien Convente zu berathen; aber es geschieht unter den Dolchen und unter den Kanonen der Aufrührer.

Trotz Lanjuinais, und auf den Antrag Dantons, erklärte sich die Nationalversammlung bis zu dem Ausspruche des Urtheils für permanent.

Der dritte namentliche Aufruf begann.

— Welches wird die Strafe sein?

Der Aufruf, grausig und regelmäßig wie der Klang einer Glocke, die zum Tode läutet, begann um acht Uhr Abends und dauerte die ganze Nacht über; am Morgen, als der bleiche Tag zurückkehrte, einer jener nebligen Januartage ohne Sonne, dauerte er noch fort.

Er dauerte gerade bis um zwölf Uhr.

Der Aufruf war beendigt aber noch unbekannt, als man einen Brief des spanischen Ministers brachte.

Er intervenirte, freilich geschah es in seinem Namen allein und ohne Vollmacht seiner Regierung, er intervenirte in dieser wichtigen Frage über Leben und Tod.

Bei dem Anblicke dieses Briefes that Danton nur einen Sprung von seinem Platze nach der Tribüne, indem er das Wort nahm ohne es zu fordern.

— Danton, Danton! rief ihm Louvet zu, glaubst Du denn, daß Du schon König bist?

Danton fuhr fort. Es lag ihm wenig an einem Aus-

rufe Louvets, er fuhr fort, ohne nur den Kopf nach der Seite umzuwenden, von woher dieser Ruf kam.

—Ich verwundere mich über die Vermessenheit einer Macht, sagte er, welche sich anmaßt, Einfluß auf Ihre Berathungen auszuüben! Wie, man erkennt die Republik nicht an, und man will ihr Gesetze vorschreiben, ihr Bedingungen machen, in ihre Urtheile eingehen? . . Ich würde für den Krieg gegen Spanien stimmen. Antworten Sie ihm, Präsident, daß die Sieger von Jemappes sich nicht verleugnen werden, daß sie dieselben Kräfte wiederfinden werden, um alle Könige auszurotten.

Die Gironde erlangte, daß man zur Tagesordnung überging.

Man las einen Brief der Vertheidiger des Königs vor; sie verlangten gehört zu werden, bevor man die Stimmzettel öffnete.

Danton willigte darein, Robespierre widersetzte sich dem.

Drei Hundert sieben und achtzig Stimmen verlangten den Tod.

Drei Hundert vier und dreißig Stimmen die Gefangenschaft oder den bedingungsweisen Tod.

Das war eine Majorität von drei und fünfzig Stimmen.

Nun stand Vergniaud auf und sagte mit tief bewegter Stimme:

—Ich erkläre im Namen des Convents, daß die Strafe, welche er gegen Ludwig Capet ausspricht, die Todesstrafe ist!

Nun führte man die Vertheidiger ein, sie lasen einen Brief des Königs vor.

Dieser Brief betheuerte seine Unschuld und appellirte an das Volk.

Durch das Urtheil bestürzt, verwirrte sich Malesherbes, stammelte, verlangte am folgenden Tage gehört zu werden, indem er gestand, daß seine Gemüthsbewegung so groß wäre, daß er diese Frist nöthig hätte, um sich wieder zu sammeln.

Nun machten Tronchet und Desèze, die weniger erschüttert waren, der Versammlung bemerklich, daß diese Majorität von drei und fünfzig Stimmen, die bereits so schwach war, wo es sich um die Entscheidung einer solchen Frage handelte, in der Wirklichkeit nur von sieben Stimmen wäre, da sechs und vierzig Stimmen einen Aufschub verlangten.

Der Convent verwarf Alles; eine solche Lage konnte nicht dauern, der unter den Füßen bewegliche Boden konnte sich von einem Augenblicke zum andern öffnen und Flammen ausspeien.

Der Tod wurde ohne Aufschub, ohne Berufung beibehalten, und da die Sitzung um eilf Uhr Abends geendigt war, so befahl man als Sicherheitsmaaßregel eine allgemeine Illumination.

Der, welcher unbekannt mit dem, was vorging, in dieser Nacht nach Paris gekommen wäre, und der alle diese Fenster illuminirt, dieses ganze Volk die schreckliche Nachricht forttragend, durch die Straßen hätten ziehen sehen, hätte gefragt, welches sonderbare Fest es wäre.

Es war das Fest des Todes.

Am folgenden Tage aß einer von denen, welche für diesen Tod gestimmt hatten, Lepelletier von Saint-Fargeau, in einem Kellerlocal des Palais-Royal zu Mittag. In dem Augenblicke wo er an dem Schenktische bezahlte, näherte sich ihm ein junger Mann.

— Sind Sie Saint-Fargeau? fragte er.

— Ja, mein Herr.

— Sie haben indessen das Ansehen eines rechtschaffenen Mannes.

— Ich glaube es zu sein.

— Dann haben Sie nicht für den Tod gestimmt?

— Ich habe für ihn gestimmt, mein Herr, meine Ueberzeugung wollte es so.

— Da, da hast Du Deine Belohnung.

Und er stieß ihm seinen Säbel durch die Brust.

Dieser Mann war ein ehemaliger Gardes du Corps Namens Pâris.

Er war nicht dorthin gekommen, um Lepelletier von Saint-Fargeau zu tödten, er war gekommen um den Herzog von Orleans zu tödten. Er gehörte zu einer Verbindung von fünf Hundert Royalisten, welche geschworen hatten, den König zu retten. Da er sich nur als der fünf und zwanzigste bei einer verabredeten Zusammenkunft gefunden hatte, so hatte er diese Hoffnung verloren und beschlossen, für seine eigene Rechnung zu handeln, und mit dem Blute eines Königsmörders gegen den Tod des Königs zu protestiren. Lepelletier von Saint-Fargeau befand sich unter seiner Hand, er tödtete ihn; er hätte jeden Anderen an seiner Stelle und wie ihn getödtet.

Aber da es nicht Lepelletier von Saint-Fargeau, sondern der Herzog von Orleans war, den er tödten wollte, so blieb er noch acht Tage in Paris, und verließ erst am 26. Januar die Barrière.

Sobald er einmal außerhalb Paris war, ging er als Nationalgardist verkleidet, und die Haare nach der Art der Jakobiner abgeschnitten zu Fuß. In der Nacht von dem Sonntage auf den Montag schlief er in Gisors, das er am folgenden Morgen mit Tagesanbruch verließ; in Gournay angelangt, schlug er, statt ferner die Heerstraße einzuschlagen, den Weg ein, welcher nach Forges-les-Eaux führt, einen für jeden Anderen als für einen Flüchtling fast ungangbaren Weg.

Am Montage den 31. Januar kam er nach Forges-les-Eaux und kehrte in einem kleinen Wirthshause ein, in welchem er ohne Zweifel unbekannt geblieben wäre, wenn er nicht gegenrevolutionäre Aeußerungen hätte fallen lassen und Waffen gezeigt hätte, deren Träger er war, und unter andern ein in einem Stocke befindliches Dolchmesser. Bei dem Nachtessen trank er viel, hierauf zog er sich in sein Zimmer zurück; nun hörte man ihn auf und abgehen, und man verwunderte sich, daß der ermüdete Reisende sich nicht zu Bett legte; Neugierige gingen hinauf, blickten durch das Schlüsselloch und sahen ihn auf den Knieen, indem er zu wiederholten Malen seine rechte Hand küßte.

Am folgenden Morgen zeigte der Bürger August, wie Prudhomme ihn nennt, Pâris der Municipalität an; nur, wie Pâris Saint-Fargeau aus Zufall getödtet hatte, so tödtete August Pâris; er wußte nicht, daß er es wäre,

da das Signalement des Mörders noch nicht in die Gemeinde gelangt war, und der Mord Saint-Fargeaus nur durch die Zeitungen in ihr bekannt war.

Sogleich schickten die Municipalbeamten drei Gendarmen ab, welche nach dem Wirthshause zum großen Hirsche gingen, um Pâris aufzufordern sich nach der Municipalität zu begeben. Sie traten in das Zimmer ein, in welchem Pâris schlief, und fragten ihn, woher er käme, wohin er ginge, ob er einen Paß oder einen Urlaub hätte.

Er antwortete, daß er von Dieppe käme, daß er nach Paris ginge, daß er keinen Paß habe und daß er niemals gedient hätte; nach diesen Fragen forderten ihn die Gendarmen auf, sich nach der Municipalität zu begeben; er sagte, daß er dorthin gehen würde, machte eine Bewegung auf die rechte Seite, zog unter seinem Kopfkissen eine doppelläufige Pistole hervor und zerschmetterte sich den Kopf.

Die Gendarmen stürzten bei dem Schusse herbei. Pâris hatte sich auf der Stelle getödtet.

Man fand eine Bristasche bei ihm, in welcher eine Summe von Tausend zwei Hundert acht Livres in Assignaten und eine versilberte Lilie enthalten war, und auf seiner Brust zwei mit Blut gefärbte Papiere.

Das erste war ein Auszug aus dem Kirchenbuche der Pfarre Saint-Roche, der am 18. September des vorhergehenden Jahres ausgefertigt war und der bestätigte, daß Pâris am 12. November 1763 geboren und dem zu Folge dreißig Jahre alt war.

Das zweite war ein Abschied als Lieutenant der Garde des Königs unter dem Datum des 1. Juni 1792.

Auf der Rückseite dieses Abschiedes stand von seiner Hand geschrieben:

— Meine Ehrenbestallung! man beunruhige Niemand, Niemand ist mein Mitschuldiger bei dem glücklichen Tode des Bösewichts von Saint-Fargeau gewesen. Wenn ich ihn nicht unter meiner Hand gefunden hätte, so würde ich eine schönere That vollbracht haben, ich hätte Frankreich von dem Königsmörder, dem Vatermörder von Orleans gesäubert.

Man berunruhige Niemand, alle Franzosen sind feige Memmen, denen ich sage:

> Peuple dont les forfaits jettent partout l'effroi,
> Avec calme et plaisir j'abandonne la vie.
> Ce n'est que par la mort qu'on peut fuir l'infamie,
> Qu'imprima Sur nos fronts le sang de notre poi.

(Volk, dessen Frevelthaten überall Schrecken verbreiten, ich verlasse mit Ruhe und Vernügen das Leben. Nur durch den Tod kann man der Ehrlosigkeit entfliehen, welche das Blut unseres Königs auf unsere Stirn einprägte.)

Die Nationalversammlung bewilligte dem Bürger August, den Angeber Pâris, eine Summe von zwölf Hundert Livres ein für alle Male bezahlt.

III.

Der König bei dem Eintritte in den Tempel beleidigt. — Die Halsbinde und die Handschuhe. — Der 1. Januar. — Die öffentliche Meinung. — Der Freund der Gesetze. — Herr Brunier Arzt. — Ein Beschluß der Gemeinde. — Am 17. Verurtheilung des Königs. — Seine Gleichgültigkeit. — Der Merkur von Frankreich und das Buchstabenräthsel. — Erwartung des Aufschubs. — Die drei Rollen Louisd'or. — Das Billet des Königs an die Gemeinde. — Der ausübende Rath. — Das Urtheil wird dem Könige vorgelesen. — Decret des Convents. — Brief des Königs an den Convent. — Letztes Mittagessen des Königs. — Kein Messer.

Sehen wir, was sich während dieser langen Verhandlung, welche von dem 26. Dezember bis zu dem 17. Januar gedauert hatte, in dem Tempel zugetragen hatte.

Der König war mit denselben Vorsichtsmaaßregeln, als das erste Mal, in den Tempel zurückgekehrt, aber diese

Vorsichtsmaaßregeln hatten nicht verhindern können, daß er nicht beleidigt wurde.

Als er zurückkehrte, hatte er Clery ein Exemplar seiner Vertheidigung gegeben, und er hatte eines der Königin durch die Vermittelung des Commissärs Vincent, eines Bauunternehmers, zukommen lassen, welcher, indem er diesen Auftrag übernahm, den König bat, ihm als Reliquie irgend Etwas zu schenken, das ihm angehört hätte.

Der König knüpfte seine Halsbinde ab und bot sie ihm an; am folgenden Tage stellte ein anderer Municipalbeamter dieselbe Bitte, und der König schenkte ihm seine Handschuhe.

Wir haben gesagt, daß die Geschichte des Tempels in den Zustand der Sage übergegangen wäre, man sieht, daß die Gegenstände, welche dem Könige angehört hatten, in den Zustand der Reliquie übergingen.

Am 1. Januar näherte sich Clery dem Bette des Königs, und stattete ihm mit leiser Stimme die glühendsten Wünsche für das Ende seines Unglücks ab.

— Ich nehme Ihre Wünsche an, hatte er gesagt, und er hatte ihm die Hand gereicht, welche Clery ganz in Thränen geküßt hatte.

Sobald er aufgestanden war, bat der König einen Municipalbeamten, sich in seinem Namen nach dem Befinden seiner Familie zu erkundigen, und ihr seine Glückwünsche zum neuen Jahre zu überbringen.

Diese Worte wurden mit einem so schmerzlichen Ausdrucke ausgesprochen, daß ein Municipalbeamter zu Clery sagte:

— Warum verlangt der König nicht seine Familie zu sehen; jetzt, wo die Verhöre beendigt sind, würde das keiner Schwierigkeit unterliegen.

Einen Augenblick nachher kehrte der Municipalbeamte zurück, der zu der Königin gegangen war, er meldete dem Könige, daß die Königin ihm für seine Wünsche danke und die ihrigen an ihn richte.

Der König erhob die Augen gen Himmel:

— Welcher Neujahrstag! sagte er.

Am selben Abende berichtete ihm Clery das, was der Municipalbeamte zu ihm gesagt hatte, nämlich, daß wenn der König die Erlaubniß verlange, seine Familie zu sehen, diese Erlaubniß ihm bewilligt werden würde.

Der König überlegte, dann sagte er:

— In einigen Tagen bin ich noch sicherer, daß sie mir diesen Trost nicht versagen werden; man muß warten.

Der König hatte Nachrichten aus Paris, und einige dieser Nachrichten waren tröstend. Ein Mann von Muth und fast von Talent, Namens Laya, hatte ein Schauspiel unter dem Titel der Freund der Gesetze geschrieben. Verhältnißmäßig war dieses für den Augenblick sehr republicanische Schauspiel sehr reactionär; besonders ein Halbvers, Gesetze und kein Blut, ward rasend beklatscht.

Auf der anderen Seite hatte man in Versailles die keusche Susanna gespielt, und in dem Augenblicke, wo sie von ihnen angeklagt und bereit von ihnen gerichtet zu werden, zu ihnen sagte: Wie könnt Ihr Richter und Ankläger zu gleicher Zeit sein? hatte das Publikum die Stelle

drei Male wiederholen lassen und war in Beifallsbezeigungen ausgebrochen.

Clery hatte selbst dem Könige ein Exemplar des Freundes der Gesetze gegeben, und da die Spaltungen des Convents bis zu ihm gelangt waren, so hatte er versucht, ihn die Hoffnung theilen zu lassen, daß die ausgesprochene Strafe in Verbannung oder Einsperrung bestehen würde.

—Möchten sie diese Mäßigung für meine Familie haben, hatte Ludwig XVI. geantwortet, ich habe ihretwegen nur Furcht.

Man hatte Clery benachrichtigen lassen, daß die Royalisten eine beträchtliche Summe bei Herrn Pariseau, dem Redacteur des Tageblattes, hinterlegt hätten, und daß diese Summe zur Verfügung des Königs stände.

Clery theilte dieses Anerbieten Ludwig XVI. mit.

—Danken Sie in meinem Namen diesen Personen sehr, antwortete ihm der König, aber ich kann ihre Anerbietungen nicht annehmen, das hieße sie der Gefahr aussetzen.

Der König fuhr inzwischen fort, mit seiner Familie, entweder mittelst des Garnknäuels, oder mit Hülfe des Fensters Briefe auszuwechseln. Er erfuhr auf diese Weise, daß seine Tochter krank war, und war während einiger Tage sehr besorgt; endlich erlangte die Königin, daß Herr Brunier, Arzt der Kinder von Frankreich, Madame im Tempel besuchte, und diese erlangte Erlaubniß beruhigte den König ein wenig.

Dienstag den 15. Januar besuchten die Herren Desèze und Tronchet wie gewöhnlich den König, und benach-

richtigten ihn von ihrer Abwesenheit für den folgenden Tag.

Am Mitwoch, den 16., blieb Herr von Malesherbes zwei Stunden lang bei dem Könige und sagte beim Fortgehen:

—Sire, ich werde wiederkommen, um Ihnen Bericht über den namentlichen Aufruf abzustatten, sobald ich das Resultat davon wissen werde.

Aber man weiß, daß der namentliche Aufruf sich bis spät in die Nacht verlängerte, und daß man erst am 17. Morgens das Decret erließ.

Am Tage vorher waren um sechs Uhr Abends vier Municipalbeamte in das Zimmer des Königs eingetreten, und hatten ihm einen Beschluß der Gemeinde vorgelesen, welcher vorschrieb, daß er bei Tage und bei Nacht von ihnen bewacht werden sollte, und daß zwei von ihnen die Nacht an seinem Bette zubringen würden.

Donnerstag den 17. Januar kam Herr von Malesherbes gegen Morgen in den Tempel. Clery, der ihn zuerst erblickte, eilte ihm entgegen.

—Nun denn? fragte er.

—Alles ist verloren, antwortete Herr von Malesherbes, der König ist verurtheilt.

Als Herr von Malesherbes in das Zimmer des Königs trat, saß er mit dem Rücken einer auf das Kamin gestellten Lampe zugekehrt, hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt, und die Stirn in beide Hände gedrückt.

Das Geräusch, welches sein Vertheidiger beim Eintreten machte, erweckte den König aus seinen Betrachtungen.

Er stand auf und sagte:

— Seit zwei Tagen bin ich damit beschäftigt zu suchen, ob ich in dem Laufe meiner Regierung den geringsten Vorwurf meiner Unterthanen habe verdienen können. Nun denn, Herr von Malesherbes, ich schwöre Ihnen in aller Aufrichtigkeit meines Herzens, wie Jemand, der vor Gott erscheinen wird, ich habe beständig das Glück meines Volkes gewollt, und habe nicht einen einzigen Wunsch gehabt, der demselben entgegen gewesen wäre.

Da er ihn in dieser Stimmung sah, meldete ihm Herr von Malesherbes mit weniger Schmerz das Decret, welches ihn zum Tode verdammte.

Der König hörte ihn an ohne eine einzige Bewegung zu machen, welche Ueberraschung oder Gemüthsbewegung verrieth.

Bevor er sich entfernte, gelang es Herrn von Malesherbes, einige Augenblicke mit dem Könige allein zu bleiben; er führte ihn in sein Kabinet, verschloß die Thür desselben und blieb eine Stunde lang bei ihm. Als er sich entfernte, begleitete ihn der König bis an die Thür, und indem er sich an Clery wandte, sagte er zu ihm:

— Der Schmerz dieses guten Greises hat mich tief gerührt.

Der König kehrte in sein Zimmer zurück und blieb bis zur Stunde seines Mittagessens mit Lesen beschäftigt, oder ging im Zimmer auf und ab.

Als Clery ihn am Abend nach seinem Kabinette zuschreiten sah, näherte er sich ihm und fragte ihn, ob er seiner Dienste nicht bedürfe.

Nun blieb der König stehen.

— Sie haben den Bericht meiner Verurtheilung gehört, sagte er zu ihm.

— Ach! Sire, antwortete Clery, hoffen Sie einen Aufschub, Herr von Malesherbes glaubt nicht, daß man ihn verweigert.

— Ich suche keine Hoffnung, antwortete der König; aber ich bin wahrlich sehr betrübt, daß mein Verwandter, Herr von Orleans, für meinen Tod gestimmt hat. Lesen Sie diese Liste, und er übergab Clery die Liste.

— Das Publikum murrt laut, sagte Clery zu ihm; Dumouriez ist in Paris, man sagt, daß er der Ueberbringer der Wünsche seiner Armee gegen den Proceß sei, den man Eurer Majestät macht; auch verbreitet sich das Gerücht, daß die auswärtigen Minister sich versammeln werden, um nach der Nationalversammlung zu gehen; endlich versichert man, daß die Mitglieder des Convents einen Volksaufstand fürchten.

— Ach! sagte der König, es würde mir sehr leid sein, wenn er stattfände, es würde dabei neue Opfer geben; ich fürchte den Tod für mich selbst nicht, aber ich kann nicht ohne zu schaudern an das grausame Schicksal denken, das nach meinem Tode meiner Familie, der Königin und unseren unglücklichen Kindern, diesen treuen Dienern, die mich nicht verlassen haben, diesen Greisen hinterlassen werde, die keinen anderen Lebensunterhalt hatten, als die mäßigen Jahrgehalte, die ich ihnen auszahlte. Wer wird ihnen beistehen?

Dann fuhr er nach einem Augenblicke des Schweigens fort:

—O! mein Gott! war das die Belohnung, welche ich für alle meine Opfer erhalten sollte? hatte ich nicht Alles versucht, um das Glück der Franzosen zu sichern?

Den ganzen Abend über erwartete der König Herrn von Malesherbes; aber Herr von Malesherbes kam nicht.

Am folgenden Morgen blieb derselbe ebenfalls aus.

Eine alte Nummer des Merkur von Frankreich fiel dem König in die Hände; er enthielt ein Buchstabenräthsel.

Der König reichte Clery das Buchstabenräthsel und sagte ihm es zu errathen.

Dann, als er sah, daß er nicht damit fertig werden konnte, sagte er:

—Das Wort paßt indessen auf die Zeit.

—Und welches ist dieses Wort? fragte Clery.

—Opfer, sagte der König.

Am Sonnabend den 19. trat um neun Uhr Morgens ein Municipalbeamter Namens Gobeau ein, indem er ein Papier in der Hand hielt. Er war von dem Pförtner des Thurmes begleitet, der ein Schreibzeug trug.

Der Municipalbeamte kam, um ein Inventarium der Möbeln und der Geräthschaften des Königs aufzunehmen.

Es befanden sich in einer Schublade drei Rollen; der Municipalbeamte wollte sie untersuchen.

—Das ist unnöthig, sagte der König, es sind drei Rollen Louisdor jede von Tausend Livres. Sie gehören Herrn von Malesherbes, und Sie können sehen, daß sein Name auf jeder von ihnen steht.

Der ganze Tag verfloß, ohne daß der König irgend einen seiner Räthe sah. Er sah nun ein, daß es absichtlich geschah, und wandte sich an die Commissäre, indem er sie bat für ihn zu erlangen, Herrn von Malesherbes zu sehen. Der eine von ihnen gestand ihm, daß ihnen verboten worden wäre, dem allgemeinen Rath irgend ein Verlangen Ludwig XVI. mitzutheilen, welches nicht von seiner Hand unterzeichnet wäre.

— Warum hat man mich dann zwei Tage lang in Unwissenheit mit dieser Veränderung gelassen? fragte der König.

Nun schrieb er ein Billet, das er den Municipalbeamten übergab; aber es wurde erst am folgenden Tage nach der Gemeinde gebracht. Der König beklagte sich über den Beschluß, verlangte seine Räthe frei zu sehen und bat besonders, daß man ihn ein wenig allein ließe.

„Man muß begreifen, schrieb er an die Gemeinde, daß in der Lage, in welcher ich mich befinde, es sehr schmerzlich für mich ist, nicht allein sein zu können, und nicht die nothwendige Ruhe zu haben, um mich zu sammeln."

Am Sonntag den 20. erkundigte sich der König nach seiner Forderung; man versicherte ihm, daß sie übergeben worden wäre; als aber Clery um zehn Uhr bei dem Könige eintrat, hatte man sie noch nicht bewilligt.

— Ich sehe Herrn von Malesherbes nicht kommen, sagte der König.

— Sire, antwortete Clery, ich habe so eben erfahren, daß er mehrere Male in dem Thurme erschienen ist, aber

der Eintritt in denselben ist ihm immer untersagt worden.

—Wahrscheinlich werde ich heute die Ursache dieser Weigerung erfahren, sagte der König.

Und er begann auf und ab zu gehen.

Um zwei Uhr ging plötzlich die Thür auf; zwölf bis fünfzehn Personen erschienen zu gleicher Zeit; es war der ausübende Rath.

Es waren Garat, Justizminister, Lebrun, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grouvelle, Secretär des Rathes, Chambon, der Maire, Chaumette, der Procurator der Gemeinde, Santerre, der Commandant der bewaffneten Macht.

Sie kamen, dem Könige sein Urtheil anzuzeigen.

Der König hörte es stehend an, und indem er vielleicht zum ersten Male diesen Kopf erhob, welcher fallen sollte, schien er an Gott die Appellation zu richten, welche ihm von den Menschen verweigert worden war.

Mit dem Hute auf dem Kopfe, führte Garat das Wort und sagte:

—Ludwig, der Nationalconvent hat den provisorischen ausübenden Rath beauftragt, Ihnen seine Decrete vom 15., 16., 17., 19. und 20., Januar anzuzeigen.

Der Secretär des Rathes wird Ihnen dieselben vorlesen.

Nun entfaltete Grouvelle in der That das Decret und las mit schwacher und zitternder Stimme:

Decrete des Nationalconvents vom 15., 16. 17., 19. und 20. Januar.

Art. 1.

„Der Nationalconvent erklärt Ludwig Capet, den letzten König der Franzosen, als der Verschwörnng gegen die Freiheit der Nation und des Angriffes gegen die allgemeine Sicherheit des Staates schuldig.

Art. 2.

„Der Nationalconvent erklärt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe erdulden wird.

Art. 3.

„Der Convent erklärt den von seinen Räthen vor die Schranke gebrachten Akt Ludwig Capets, der eine Berufung an die Nation über das gegen ihn von dem Convente gefällte Urtheil genannt ist, für nichtig; verbietet jedem, wer es auch sein möge, ihm irgend eine Folge zu geben, bei Strafe verfolgt und, als des Frevels gegen die allgemeine Sicherheit der Republik schuldig, bestraft zu werden.

Art. 4.

„Der provisorische ausübende Rath wird das gegenwärtige Decret Ludwig Capet im Laufe des Tages mittheilen, und die nothwendigen Polizei- und Sicherheitsmaaßregeln treffen, um die Vollstreckung desselben binnen vier und zwanzig Stunden, von seiner Bekanntmachung an gerechnet, zu sichern, und wird dem Nationalconvente unmittelbar nach der Vollstreckung desselben Bericht darüber erstatten.

Der König hörte diese Vorlesung an, ohne daß sich irgend eine Veränderung auf seinem Gesichte zeigte. Nur erschien bei dem ersten Artikel, als der Secretär das Wort: Verschwörung, aussprach, ein bitteres Lächeln auf seinen Lippen; aber bei den Worten: wird die Todesstrafe erdulden, verschwanden die Reste dieses Lächelns, um der vollkommensten Heiterkeit Platz zu machen.

Hierauf, als die Vorlesung beendigt, that der König einen Schritt auf Grouvelle zu, nahm das Decret aus seinen Händen, faltete es zusammen, zog seine Brieftasche heraus und legte es hinein; indem er hierauf ein Papier aus seiner Brieftasche nahm, sagte er zu dem Minister Garat mit einer Stimme, in welcher sich ein Ausdruck von Bitte auf eine wundervolle Weise mit der königlichen Würde vereinigte:

— Herr Justizminister, ich bitte Sie, diesen Brief auf der Stelle dem Nationalconvente zu übergeben.

Der Minister zögerte ihn zu nehmen.

— Ich will Ihnen denselben vorlesen, sagte der König.

Und er las in der That:

„Ich verlange einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorbereiten zu können vor Gott zu erscheinen; ich verlange dazu frei und ungehindert die Person sehen zu können, welche ich den Commissären der Gemeinde andeuten werde, und daß diese Person vor jeder Furcht und vor jeder Besorgniß über diesen Akt der christlichen Liebe, den sie bei mir ausführen wird, gesichert ist.

„Ich verlange von der beständigen Aufsicht befreit zu sein, welche der allgemeine Rath seit einigen Tagen eingeführt hat.

„Ich verlange in diesem Zwischenraume meine Familie zu sehen, wenn ich es verlangen werde und ohne Zeugen; ich würde es sehr wünschen, daß der Convent sich auf der Stelle mit dem Schicksale meiner Familie beschäftigte, und daß er ihr erlaubte, sich ungehindert dahin zurückzuziehen, wohin sie es für angemessen halten sollte.

„Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle die Personen an, welche in meinem Dienste standen; es gibt darunter viele, welche ihr ganzes Vermögen auf den Ankauf ihrer Stelle verwandt hatten, und die in der Noth sein müssen. Unter diesen Pensionären gab es viele Greise und Arme, die zu ihrem Lebensunterhalte nur die Pension hatten, welche ich ihnen gab.

„Geschrieben im Thurme des Tempels, am 20. Januar 1793.

„Unterz. Ludwig."

Garat empfing den Brief aus den Händen des Königs, und versicherte, daß er ihn auf der Stelle dem Convente übergeben würde; aber der König hielt ihn zurück, als er hinauszugehen im Begriffe stand, und indem er von Neuem seine Brieftasche aufmachte, um eine Karte aus ihr zu nehmen, sagte er:

— Mein Herr, wenn der Convent meine Bitte für die Person bewilligt, welche ich wünsche, so ist hier ihre Adresse.

Und der König übergab diese Adresse einem Municipalbeamten.

Sie war von einer anderen Handschrift, als die des Königs und enthielt:

Herr Edgeworth von Firmont, 43, Straße du Bac.

Nun that der König einen Schritt zurück, wie die Könige die Gewohnheit haben es zu thun, wenn die Audienz beendigt ist. Der Minister entfernte sich, und die, welche ihn begleiteten, gingen hinter ihm hinaus.

Der König ging einen Augenblick lang in seinem Zimmer auf und ab; indem er sich hierauf Clery näherte, welcher fast ohne Bewußtsein an die Wand gelehnt stehen geblieben war, sagte er zu ihm:

— Clery, bestellen Sie mein Mittagessen.

Clery beeilte sich zu gehorchen; aber die beiden wachehabenden Municipalbeamten lasen ihm einen Beschluß vor, welcher befahl:

Daß Ludwig sich bei seinen Mahlzeiten weder der Messer noch der Gabeln mehr bedienen würde; daß nur ein Messer seinem Kammerdiener anvertraut werden würde, um ihm sein Brod und sein Fleisch in Gegenwart von zwei Commissären zu schneiden, und daß nachher ihm das Messer wieder genommen werde sollte.

Clery weigerte sich, dem Könige diese neue Strenge zu melden.

Als er sich an den Tisch setzte, sagte er daher auch:

— Aber ich habe kein Messer.

Der Municipalbeamte Ménier näherte sich nun dem Könige, und theilte ihm den Beschluß der Gemeinde mit.

Der König warf sich auf seinem Stuhle zurück, und sagte, indem er ihn anblickte:

—Hält man mich für feig genug, daß ich mein Leben antaste; man legt mir Verbrechen zur Last, aber ich bin unschuldig daran, und ich werde ohne Furcht sterben. Ich wünschte, daß mein Tod den Franzosen Glück brächte, und daß er das Unglück beseitigen könnte, welches ich voraussehe.

Schweigen antwortete allein auf diese Worte. Der König aß wenig, zerschnitt sein Rindfleisch mit seinem Löffel und brach sein Brod mit seinen Fingern.

Uebrigens dauerte das Mittagessen nur einige Minuten.

IV.

Garat und Santerre. — Verweigerung des Aufschubs. — Verfügungen für die Hinrichtung. — Die Municipalität und der allgemeine Rath. — Ankunft des Beichtvaters Edgeworth. — Das Eßzimmer. — Heftige Gemüthsbewegung des Königs. — Schmerzliche Zusammenkunft der königlichen Familie. — Die sieben Viertelstunden herzzerreißenden Abschiedes. — Morgen um sieben Uhr! — Elende Gemeinde! — Das Nachtessen. — Die Kirchenverzierungen. — Die aufgewickelten Haare. — Die Stunden gehen schnell. — Die Messe. — Sechs Uhr. — O! mein König! — Letzte Geschenke des Königs. — Das Petschaft, die Haare. — Die Scheere. — Empörung des Königs. — „Der Scharfrichter, das ist genug für Capet.“

Um zehn Uhr Abends kehrte Garat zurück. Clery meldete dem Könige diese Rückkehr, und Santerre, der ihm vorausging, sagte mit der lachendsten Miene von der Welt:

—Ludwig, hier ist der ausübende Rath.

Nun trat der Minister vor.

—Ludwig, sagte er, Ihrem Wunsche gemäß habe ich Ihren Brief dem Convente überbracht, und er hat mich beauftragt, Ihnen folgende Antwort anzuzeigen:

„Es ist Ludwig Capet vergönnt, jeden Priester zu rufen, den er für angemessen hält, und seine Familie ungehindert und ohne Zeugen zu sehen. Die immer großartige und immer gerechte Nation wird sich mit dem Schicksale seiner Familie beschäftigen. Es werden den Gläubigern seines Hauses gerechte Entschädigungen bewilligt werden. Was aber den verlangten Aufschub anbetrifft, so ist der Nationalconvent zur Tagesordnung übergegangen."

Der König wünschte zu wissen, wie seine Hinrichtung stattfinden würde, und man übergab ihm folgendes Decret:

„Der provisorische ausübende Rath, über die für die Vollstreckung der Decrete des Nationalconventes vom 15., 17., 19. und 20. Januar 1793 zu treffenden Maaßregeln berathend.

Beschließt folgende Verfügungen:

1) Die Vollstreckung des Urtheils Ludwig Capets wird am Montag den 21. stattfinden.

2) Die Hinrichtung wird auf dem Revolutionsplatze, ehedem Platz Ludwig XV. genannt, zwischen dem Fußgestelle und den Champs Elysées stattfinden.

3) Ludwig Capet wird um acht Uhr den Tempel verlassen, so daß die Hinrichtung um zwölf Uhr vollzogen sein kann.

4) Commissäre des Departements von Paris, Commissäre der Municipalität, zwei Mitglieder des Criminalgerichtshofes werden der Hinrichtung beiwohnen. Der Gerichtsschreiber dieses Gerichtshofes wird das Protokoll davon aufnehmen, und die genannten Commissäre und Mitglieder des Gerichtshofes werden gleich nach vollzogener Hinrichtung dem Rathe Bericht darüber erstatten, welcher während dieses ganzen Tages in permanenter Sitzung bleiben wird."

Bevor dieser Befehl dem allgemeinen Rathe bekannt gemacht worden war, hatte er bereits folgenden Beschluß gefaßt:

„Der allgemeine Rath beschließt, daß:

Der Generalcommandant am Montag Morgen, am 21., um sieben Uhr Morgens, an allen Barrieren eine hinlängliche Macht aufstellen wird, um zu verhindern, daß irgend eine Zusammenrottung, welcher Art sie auch sein möge, bewaffnet oder nicht bewaffnet, weder in Paris einzieht, noch es verläßt.

Daß die Sectionen morgen um sieben Uhr alle Bürger unter die Waffen treten lassen, mit Ausnahme der öffentlichen Beamten und aller bei der Verwaltung Angestellten, welche alle in ununterbrochener Permanenz sein werden.

Fordert alle Bürger auf, darüber zu wachen, daß die Feinde der Freiheit und der Gleichheit Nichts versuchen können.

Beschließt, daß das gegenwärtige Decret auf der Stelle an die Municipalität von Paris gesandt wird, das

mit sie es in Ausführung bringen, drucken und anschlagen lasse.

Der ausübende Rath wird auf der Stelle beschieden werden, und es wird ihm die Ausfertigung des Decretes übergeben werden, welches gegen Ludwig Capet die Todesstrafe ausspricht; der ausübende Rath wird beauftragt werden, Ludwig im Laufe des Tages dieses Decret bekannt zu machen, es binnen vier und zwanzig Stunden von der Bekanntmachung an vollstrecken zu lassen, für diese Vollstreckung alle die Maaßregeln zu treffen, welche nothwendig scheinen werden, und darüber zu wachen, daß die Reste Ludwigs keine Beschädigung erleiden.

Er wird dem Nationalconvente Bericht über seine Anstalten abstatten.

Es wird den Maires und den anderen Municipalbeamten der Stadt Paris anbefohlen, Ludwig die Freiheit zu lassen, seine Familie zu sehen und zu seiner Person die Priester zu berufen, welche er angeben wird, um ihm in seinen letzten Augenblicken Beistand zu leisten."

Als dieser Beschluß mitgetheilt war, nahmen die Commissäre Garat bei Seite und fragten ihn, auf welche Weise er ausgeführt werden müßte, und besonders auf welche Weise der König seine Familie sehen dürfte.

— Ei wie es ihm beliebt, antwortete Garat, das ist die Absicht des Convents.

Die Municipalbeamten theilten ihm nun den Beschluß der Gemeinde mit, welcher ihnen anbefahl, den König weder bei Tage noch bei Nacht aus dem Gesichte zu verlieren.

Nun wurde zwischen den Commissären und dem Minister verabredet, daß, um diese beiden einander entgegengesetzten Entscheidungen zu vereinigen, der König seine Familie in dem Eßzimmer empfangen würde, um auf diese Weise durch die Fensterscheiben des Verschlages gesehen zu sein; aber es wurde auch beschlossen, daß er die Thür verschließen würde, um nicht gehört zu werden.

Bald darauf meldete man dem Könige, daß der Beichtvater, dessen Adresse er dem Justizminister gegeben hatte, in dem Rathssaale wartete; der König bat, daß man ihn heraufkommen ließe, und fünf Minuten nachher war er bei ihm.

Nun ließ ihn der König in sein Thürmchen gehen, und schloß sich mit ihm ein.

Um acht Uhr kam der König aus seinem Kabinette, und indem er auf die drei wachthabenden Municipalbeamten zuschritt, bat er sie, ihn zu seiner Familie zu führen; diese antworteten, daß das nicht sein könnte, aber daß man sie herunterkommen lassen würde, wenn er es wünschte.

— Das lasse ich mir gefallen, sagte der König, aber ich werde sie wenigstens allein in meinem Zimmer sehen können.

— Unmöglich, antwortete der eine von ihnen, wir haben mit dem Minister beschlossen, daß es in dem Eßzimmer sein würde.

— Aber, rief der König aus, Sie haben doch das Decret des Conventes gehört, welches mir erlaubt, meine Familie ohne Zeugen zu sehen.

— Das ist wahr, antworteten die Municipalbeamten,

Sie werden allein mit ihr sein, man wird die Thür verschließen, aber durch die Fensterscheiben wird man die Augen auf Sie haben.

—Lassen Sie meine Familie herunterkommen, sagte der König.

Der Commissär entfernte sich und der König trat in das Eßzimmer, damit seine Familie ihn da fände, wo er sein sollte. Clery stellte den Tisch bei Seite und schob die Stühle gegen die Wand, um dem Auftritte, der sich zutragen sollte, mehr Raum zu gewähren.

—Man müßte ein wenig Wasser und ein Glas bringen, sagte der König.

Da sich bereits eine Flasche Eiswasser auf dem Tische befand, so brachte Clery nur ein Glas, und stellte es neben diese Flasche.

—Bringen Sie noch Wasser, in welchem kein Eis ist, Clery, sagte der König zu ihm, denn wenn die Königin von diesem tränke, so könnte sie unwohl dadurch werden.

Indem er ihn hierauf zurückrief, sagte er:

—Warten Sie, und bitten Sie Herrn von Firmont, mein Kabinet nicht zu verlassen, sein Anblick könnte meiner Familie zu weh thun.

Der Commissär verspätete sich, der König trat in sein Kabinet, und fuhr fort sich mit Herrn von Firmont zu unterhalten; nur kam er von Zeit zu Zeit an die Thür, und es war leicht, auf seinem gewöhnlich gleichgültigen Gesichte die Spuren der heftigsten Gemüthsbewegung zu sehen.

Endlich ging die Thür auf, es war halb neun Uhr;

die Königin erschien zuerst, indem sie ihren Sohn an der Hand hielt, dann kamen Madame und Madame Elisabeth. Seit beinahe einem Monate hatten sich die armen Gefangenen nicht gesehen, sie befanden sich fast zwischen zwei Ewigkeiten, der der Vergangenheit und der der Zukunft.

Sie stürzten sich daher auch Alle in die Arme des Königs. Es bildete sich eine gestaltlose, schmerzliche, stöhnende Gruppe, in welcher man nur ausgestreckte Arme, unter der Verzweiflung schluchzende Körper sah; alle diese Köpfe suchten die Brust des Königs und drückten sich an sie, wie um ihre Thränen und ihr Schluchzen zu verbergen; aber Schluchzen und Thränen traten in Mitte eines erhabenen und schmerzlichen Schweigens über.

Nun machte die Königin eine Bewegung, um den König in sein Zimmer zu ziehen, aber der König hielt sie zurück.

—Nein, sagte er, lassen Sie uns hier bleiben, ich kann Sie nur hier sehen.

Nun setzte sich der König, die Königin zu seiner Linken, Madame Elisabeth zu seiner Rechten, Madame ihm fast gegenüber, der Dauphin blieb zwischen den Beinen des Königs stehen; Alle neigten sich zu ihm, wie zu einem Mittelpunkte des Schmerzes.

Dieser schreckliche, unendliche, ergreifende Auftitt dauerte sieben Viertelstunden. Die, welche durch die Fensterscheiben blickten, denn man wird sich erinnern, daß man, wie schrecklich, dem Könige die Einsamkeit, diese Religion des Schmerzes, verweigert hatte, die, welche durch die Fensterscheiben blickten, sahen nur, ohne daß irgend eines

der ausgesprochenen Worte bis zu ihnen gelangte, daß nach jeder Aeußerung des Königs das Schluchzen der Prinzessinnen sich verdoppelte, einige Minuten dauerte, und daß der König nachher wieder zu sprechen begann, und durch ihre Bewegungen es leicht zu erkennen war, daß er ihnen selbst seine Verurtheilung mittheilte.

Die Königin wünschte sehr, die Nacht bei dem Könige zuzubringen, und man hätte ihr diese Erlaubniß bewilligt; aber der König widersetzte sich dem, indem er ihr begreiflich machte, wie sehr er seiner Ruhe bedürfte; nun bat ihn die Königin um die Erlaubniß, ihn am folgenden Morgen zu besuchen, eine Erlaubniß, welche er ihr bewilligte. Als aber die Prinzessinnen und der Dauphin sich entfernt hatten, sagte er zu den Wachen sie nicht wieder heruntergehen zu lassen, weil ihre Gegenwart ihm zu viel Schmerz verursachte.

Um zehn Uhr stand der König zuerst auf, Alle standen nach ihm auf; Clery machte die Thür auf, die Königin hielt den König an dem rechten Arme, und alle beide gaben dem Dauphin eine Hand, während Madame, zur Linken, den König um den Leib umschlungen hielt, und Madame Elisabeth, zur Linken, auf derselben Seite, aber ein wenig mehr zurück, den linken Arm ihres Bruders ergriffen hatte.

Und so in dem Gange, wie in der Ruhe gehindert, schritten sie stöhnend und niedergeschlagen weiter.

— Muth! Muth, sagte der König, ich verspreche Euch, daß ich Euch morgen früh um acht Uhr sehen werde.

— O! Sie versprechen es uns? riefen Alle mit einander aus.

— Ja, ich verspreche es Euch!

— Warum nicht um sieben Uhr? fragte die Königin.

— Wohlan! ja, um sieben Uhr, antwortete der König. Adieu!

Und er sprach diese Worte mit einem so seelenvollen, so herzzerreißenden Ausdrucke aus, daß das Schluchzen sich verdoppelte und Madame ohnmächtig zu den Füßen des Königs sank.

Clery hob sie wieder auf und stand Madame Elisabeth bei, ihr Hülfe zu leisten.

Der König hatte nicht die Kraft mehr zu ertragen.

— Adieu! Adieu! rief er aus.

Und er kehrte in sein Zimmer zurück.

Wir haben gesehen, daß er den Wachen den Befehl gab, seine Familie am folgenden Morgen trotz des Versprechens, das er ihr gegeben hatte, nicht bis zu ihm gelangen zu lassen.

Die Prinzessinnen kehrten in ihre Wohnung zurück. Clery wollte fortfahren, Madame Beistand zu leisten, aber die Municipalbeamten hielten ihn auf der zweiten Stufe der Treppe zurück, aber obgleich die beiden Thüren geschlossen wurden, so hörte man doch noch lang in der Nacht das Geschrei dieser Gattin, dieser Tochter und dieser Schwester.

O elende Gemeinde, welche aus einem Schuldigen einen Märthyrer machte!

Eine halbe Stunde nachher verließ der König sein Kabinet und kehrte in das Eßzimmer zurück.

Clery richtete ihm sein Abendessen an; er aß wenig, aber mit gutem Appetit.

Seltsame Krankheit dieses Geschlechts der Bourbons, bei denen das materielle Leben das erste Bedürfniß ist!

Nach seinem Abendessen kehrte der König in seinen kleinen Thurm zurück; einen Augenblick nachher trat Herr von Firmont aus ihm, und bat die Commissäre, ihn nach dem Rathssaale zu führen; der Zweck dieser Bitte war die Kirchenverzierungen zu erlangen, mit deren Hülfe er am folgenden Morgen die Messe lesen konnte.

Das war zu einer solchen Zeit eine bedenkliche Bitte! Sie wurde daher auch mit großer Mühe bewilligt; sie wurde es indessen; man ließ die Verzierungen aus der Kirche der Kapuziner des Marais neben dem Hotel Soubise holen; hierauf, reich mit diesem Versprechen, welches dem Könige einen letzten Trost brachte, kehrte Herr von Firmont in den kleinen Thurm zurück, in welchem er bis halb ein Uhr mit dem königlichen Verurtheilten blieb.

Nun entkleidete Clery den König, und, als er sich anschickte, ihm die Haare aufzuwickeln, sagte Ludwig XVI.:

— O! das ist nicht nöthig.

Er legte sich daher auf der Stelle; hierauf, als Clery die Vorhänge zuzog, sagte er zu ihm:

— Clery, Sie werden mich um fünf Uhr wecken.

Fünf Minuten nachher lag er im tiefen Schlafe. Der Schlaf war, wie die Nahrung, eines seiner unerläßlichen Bedürfnisse.

Herr von Firmont, den der König aufgefordert hatte einige Ruhe zu genießen, warf sich auf das Bett Clerys, auf welchem er zuverlässig weniger gut als derjenige schlief, den er zum Tode vorbereitet hatte, und der im Schlafen zu sterben versuchte.

Clery war auf einem Stuhle in dem Zimmer des Königs geblieben, indem er Gott bat, ihm seine Kraft und seinen Muth zu erhalten; er hörte es fünf Uhr schlagen; die Stunden schreiten rasch, wenn der Tod sie drängt; er zündete das Feuer an, und bei dem Geräusche, welches er machte, erwachte der König, welcher, indem er seinen Vorhang aufzog, fragte:

— Hat es fünf Uhr geschlagen?

— Sire, antwortete Clery, es hat auf mehreren Uhren geschlagen, aber nicht auf der Standuhr.

Eine wundervolle Antwort voll Gefühl; der treue Diener stahl der Ewigkeit einige Minuten, um sie der Zeit zu schenken.

Hierauf, als das Feuer angezündet war, näherte er sich dem Bette:

— Ich habe gut geschlafen, sagte der König, ich hatte es nöthig, der gestrige Tag hatte mich ermüdet; wo ist Herr von Firmont?

— Auf meinem Bette, antwortete Clery.

— Und Sie, fragte der König, wo haben Sie die Nacht zugebracht?

— Auf diesem Stuhle.

— Das ist mir leid.

—Ah! Sire, kann ich in diesem Augenblicke an mich denken?

Der König reichte ihm eine seiner Hände, welche Clery weinend küßte.

Hierauf fing er an, den König anzukleiden und frisirte ihn; während seiner Toilette nahm der König von seiner Uhr ein Petschaft, steckte es in seine Westentasche und legte seine Uhr auf das Kamin; indem er hierauf einen Ring von seinem Finger zog, den er lange anblickte, steckte er ihn in dieselbe Tasche, in welcher das Petschaft war, worauf er das Hemd wechselte, eine weiße Weste anzog, die er am vorigen Tage getragen hatte, und sich seinen Rock anziehen ließ; endlich nahm er aus seiner Brieftasche seine Lorgnette, seine Tabaksdose, und einige andere Gegenstände, welche er mit seinem Geldbeutel auf das Kamin legte, Alles das schweigend, denn die Municipalbeamten sahen ihm zu, und horchten.

Nun befahl der König Clery, Herrn von Firmont zu melden, daß er bereit wäre.

Herr von Firmont war bereits aufgestanden, und folgte dem Könige in sein Kabinet.

Und während dieser Zeit stellte Clery eine Commode in die Mitte des Zimmers, und bereitete sie vor, um einen Altar aus ihr zu machen; um zwei Uhr Morgens hatte man Alles das gebracht, was für das heilige Opfer nöthig war. Clery trug die Kirchengefäße und die Verzierungen in sein Zimmer, und als Alles vorbereitet war, ging er den König zu benachrichtigen.

—Können Sie die Messe bedienen? fragte er ihn.

—Ja, antwortete Clery, aber ich weiß die Antworten nicht auswendig.

Der König hielt ein Buch in der Hand, er schlug es auf, suchte darin den Meßdienst, und gab Clery das Buch. Hierauf nahm er ein anderes Buch.

Während dieser Zeit kleidete sich Herr von Firmont an. Clery hatte einen Sessel vor den Altar gestellt, und legte für den König ein großes Kissen auf den Boden.

Der König ließ ihm das Kissen wegnehmen und ging selbst in sein Kabinet, um ein anderes kleineres zu holen, dessen er sich gewöhnlich bediente, um seine Gebete zu verrichten.

Sobald Herr von Firmont mit seinen heiligen Gewändern angethan eingetreten war, zogen sich die Municipalbeamten in das Vorzimmer zurück, Clery verschloß einen der Flügel der Thür, und die Messe begann.

Es war sechs Uhr.

Während der ganzen Feier herrschte die tiefste Stille, und der König hörte die Messe mit der größten Andacht an. Hierauf nahm er das Abendmahl und ging in das Kabinet.

Während dieser Zeit ging Herr von Firmont in Clerys Zimmer, um seine Priestergewänder abzulegen.

Da er den König allein sah, so benutzte Clery diesen Moment, um in das Kabinet einzutreten. Der König ergriff ihn bei beiden Händen, und sagte mit unendlicher Rührung zu ihm:

—Clery, ich bin mit Ihrer Aufmerksamkeit zufrieden.

—O! Sire, rief Clery aus, indem er sich ihm zu

Füßen warf, warum kann ich nicht durch meinen Tod Ihre Peiniger entwaffnen, und den guten Franzosen ein so kostbares Leben erhalten. Hoffen Sie, Sire, hoffen Sie!

—Auf was soll ich hoffen, mein armer Clery?

—Sie werden es nicht wagen, sie zu tödten.

—O! sagte der König, der Tod erschreckt mich nicht; aber Sie, ich bitte Sie, setzen Sie sich nicht der Gefahr aus. Ich werde verlangen, daß Sie bei meinem Sohne bleiben, widmen Sie ihm alle ihre Aufmerksamkeit an diesem abscheulichen Orte; sagen Sie ihm alle den Kummer, den ich über das Unglück empfinde, das er erduldet. Eines Tages wird er vielleicht Ihren Eifer belohnen können!

—O! mein Herr! o! mein König! rief Clery aus. Wenn die unbedingteste Treue, wenn mein Eifer und meine Aufmerksamkeiten Ihnen haben angenehm sein können, so ist die einzige Belohnung, welche ich von Eurer Majestät wünsche, Ihren Segen zu empfangen! Sire, verweigern Sie ihn nicht dem letzten bei Ihnen gebliebenen Franzosen!

Der König streckte die Hände aus, ertheilte Clery seinen Segen, hob ihn wieder auf und drückte ihn an sein Herz.

Indem er ihn hierauf zurückstieß, sagte er:

—Kehren Sie in Ihr Zimmer zurück, kehren Sie in Ihr Zimmer zurück, bei dem was Sie thun, setzen Sie Ihr Leben auf das Spiel.

Indem er ihn hierauf wieder zurückrief, sagte er:

—Nehmen Sie, hier ist ein Brief, den Petion mir

zur Zeit Ihres Eintrittes in den Tempel geschrieben hat; er wird Ihnen nützlich sein können, um hier zu bleiben.

Clery bemächtigte sich ein zweites Mal der Hand des Königs, küßte sie und entfernte sich.

—Adieu! rief ihm der König zu; noch ein Mal, Adieu! . . .

Um sieben Uhr trat der König aus dem kleinen Thurme, rief Clery, und indem er ihn in die Brüstung eines Fensters zog, sagte er zu ihm:

—Clery, Sie werden dieses Petschaft meinem Sohne, diesen Ring der Königin übergeben. Sagen Sie ihr, daß ich sie voller Schmerz verlasse. Dieses kleine Packet enthält Haare meiner ganzen Familie; Sie werden es ihr gleichfalls übergeben. Sagen Sie der Königin, meinen theuren Kindern, meiner Schwester, daß ich Ihnen versprochen hätte, sie heute Morgen zu sehen, aber daß ich ihnen den Schmerz einer so grausamen Trennung hätte ersparen wollen. Ach! wie schwer es mir wird, von dannen zu gehen, ohne ihre letzten Umarmungen zu empfangen.

Er trocknete einige Thränen ab, dann rief er mit dem Ausrufe des tiefsten Schmerzes aus:

—Ich beauftrage Sie, ihnen meinen Abschied zu überbringen.

Der König kehrte in sein Kabinet zurück.

Nun erhob sich ein heftiger Streit unter den Municipalbeamten; die einen wollten Clery die Gegenstände nehmen, welche der König ihm so eben übergeben hatte, die anderen schlugen, vor sie ihm, als deren Verwahrer, zu lassen. Diese letzte Meinung trug den Sieg davon.

Der Streit hatte kaum geendigt, als der König den Kopf aus seinem Kabinette streckte.

—Clery, sagte er, fragen Sie, ob ich eine Scheere haben kann.

Und er kehrte zurück.

—Meine Herren, sagte Clery, indem er sich an die Municipalbeamten wandte, Sie hören, kann ich eine Scheere für den König haben?

—Wissen Sie, was er damit thun will?

—Nein.

—Man muß es wissen.

Clery klopfte an die Thür des kleinen Thurmes.

Der König kam heraus.

—Sie haben eine Scheere gewünscht, fragte ein Municipalbeamter, welcher Clery gefolgt war; man muß wissen, was Sie damit thun wollen.

—Es ist, antwortete der König, damit Clery mir die Haare abschneidet.

Der Munipalbeamte ging in den Rath hinab, welcher eine halbe Stunde lang berieth und eine abschlägige Antwort gab.

Der König stieß einen Seufzer aus. Diese lange Marter ging nicht allein über die Kräfte des Menschen, sondern auch noch über die Ergebung des Christen.

—Ich würde die Scheere nicht einmal angerührt haben, mein Herr, sagte der König. Clery hätte mir die Haare in Ihrer Gegenwart abgeschnitten. Ich bitte Sie, mein Herr, sehen Sie nochmals, ob der Rath nach dieser Meldung bei seiner Entscheidung beharren wird.

Der Rath beharrte darauf.

Nun benachrichtigte man Clery, daß er sich vorzubereiten hätte, dem Könige zu folgen, um ihn auf dem Schaffotte zu entkleiden. Anfangs bestürzt, fing Clery an sich wieder zu erholen, als ein anderer Municipalbeamter zu ihm sagte:

— Es ist unnöthig, Dich vorzubereiten, Du wirst nicht ausgehen; der Scharfrichter genügt für Capet.

V.

Man schlägt den Generalmarsch um fünf Uhr Morgens. — „Sie kommen mich zu holen.“ — Das Testament. — „Meiner Frau!“ — Der Pförtner Mathey. — Der Wagen und die Gendarmen. — Befehl der Gemeinde. — Die Ecke der Straßen. — Rufe um Gnade ohne Echo. — Batz, Devaux und ihre Freunde. — Ihr vergeblicher Versuch. — Verfügungen auf dem Revolutionsplatze. — Das Schaffot und die Piken. — Die ungeheure Menge. — Ludwig empfiehlt Herrn von Firmont den Gendarmen an. — Letzte Beleidigungen. — Kampf des Königs. — Die schlüpfrigen Stufen. — „Schweigt!“ — Letzte Worte. — Der Kopf dem Volke gezeigt. — Der Weidenkorb. — Erschütterung. — Brief an den Convent. — Hier ist das Blut des Tyrannen. — Schreckliche Verwünschung. — Die Trauerkleider. — Das Petschaft. — Betrachtungen.

Seit fünf Uhr Morgens wurde der Generalmarsch geschlagen; das Pflaster der großen Stadt erbebte unter

dem Rollen der Kanonen und unter dem Stampfen der Pferde.

Um neun Uhr zog sich das in mehreren Quartieren der Stadt verbreitete Getöse nach dem Tempel zusammen. Die Thore öffneten sich krachend; von sieben bis acht Municipalbeamten begleitet, trat Santerre an der Spitze von zehn Gendarmen, die er in zwei Reihen aufstellte, in den Hof.

Bei diesem Lärm trat der König aus seinem Kabinette und befand sich Santerre gegenüber.

—Sie kommen, mich zu holen? sagte er.

—Ja.

—Ich verlange eine Minute von Ihnen.

Der König kehrte in sein Kabinet zurück, und nach Verlauf einer Minute trat er in der That wieder heraus.

Sein Beichtvater folgte ihm. Der König hielt sein Testament in der Hand, und indem er sich an einen Municipalbeamten Namens Jakob Roux, ehemaligen beeidigten Priester, wandte, sagte er zu ihm:

—Mein Herr, ich bitte Sie, dieses Papier der Königin zu übergeben.

Indem er sich hierauf mit einer mit Thränen vermischten Würde verbesserte, setzte er hinzu:

—Meiner Frau!

—Das geht mich Nichts an, antwortete der Priester. Ich bin nur deshalb hier, um Sie nach dem Schaffotte zu führen.

Indem er sich nun an einen Municipalbeamten Namens Gobeau wandte, sagte der König:

—Ich bitte Sie, übergeben Sie dieses Papier meiner Frau. Sie können es lesen; es befinden sich Verfügungen darin, von denen ich wünsche, daß die Gemeinde sie kennt.

Clery befand sich hinter dem Könige neben dem Kamine.

Der König suchte ihn mit den Augen, und da er ihn in dem Augenblicke gefunden hatte, wo dieser vortrat, um ihm seinen Ueberrock zu geben, sagte er:

—Ich danke, ich habe ihn nicht nöthig, geben Sie mir nur meinen Hut.

Clery reichte ihm denselben. Die Hand des Königs und die des Kammerdieners begegneten sich, die Gleichheit des Todes vereinigte diese beiden Hände in einem letzten, in einem schmerzlichen Drucke.

Indem er sich nun an die Municipalbeamten wandte, sagte er:

—Meine Herren, ich wünschte, daß Clery bei meinem Sohne bliebe, der an seine Pflege gewöhnt ist; ich hoffe, daß die Gemeinde diese Bitte genehmigen wird.

Indem er sich hierauf nach Santerre umwandte und ihm in das Gesicht sah, sagte er:

—Lassen Sie uns gehen!

Ludwig ging die Treppe mit einer Würde hinab, die ihm nicht gewöhnlich war, die aber jedem Menschen das Herannahen des Augenblickes verleiht, wo er jenes große Geheimniß kennen lernen soll, das man den Tod nennt. Santerre und seine Municipalbeamten schienen ihm zu folgen, und nicht ihn zu führen.

Am Fuße der Treppe begegnete er dem Pförtner,

Am Tage vorher hatte sich der Pförtner in dem Augenblicke, wo sich der König dem Kamine näherte um sich zu wärmen, unverschämter Weise vor ihn gestellt, und der König hatte sich, was selten bei ihm war, zu einer Regung der Heftigkeit fortreißen lassen.

Als er sich diesem Manne gegenüber befand, erinnerte sich Ludwig dieses Auftrittes des vorigen Tages.

Nun näherte er sich ihm und sagte mit aller Demuth eines Christen:

— Mein Freund, ich bin gestern ein wenig heftig gegen Sie gewesen; ich bitte Sie, mir zu verzeihen.

Mathey antwortete nicht, sondern wandte dem Könige, der um Verzeihung bat, noch den Rücken, wo es an ihm gewesen wäre, um Verzeihung zu bitten.

Der König war in einem braunen Fracke, in schwarzen kurzen Beinkleidern, in weißen Strümpfen und in einer Weste von Molton; er stieg in einen Wagen, dieser Wagen war grün, und erwartete ihn an dem Eingange des zweiten Hofes.

Zwei Gendarmen warteten an dem Schlage; der eine von ihnen stieg zuerst ein, der König stieg nachher ein, und ließ seinen Beichtvater sich zu seiner Linken setzen; der andere Gendarm stieg zuletzt ein, setzte sich neben seinen Kameraden und machte den Schlag zu.

Diese beiden Gendarmen waren der eine Lieutenannt, der andere ein Wachtmeister, der Lieutenant hieß Leblanc.

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Der König las die Gebete der Sterbenden und die Psalmen Davids.

Paris schien verlassen, ein Befehl der Gemeinde hatte allen Bürgern, welche nicht zu der bewaffneten Miliz gehörten, verboten, über die Straßen zu gehen, welche nach dem Boulevard führten, oder sich auf dem Wege des Zuges an den Fenstern zu zeigen. Unter dem niedrigen nebligen Himmel, in Mitte der dunklen und dunstigen Atmosphäre, in welcher es von Piken wimmelte, hörte man daher auch kein anderes Geräusch als den Wirbel von sechszig Trommeln, das Stampfen der Pferde und den Marsch der Föderirten.

Von Zeit zu Zeit sah man an der Ecke einer Straße etwas wie einen Funken glänzen, das war die Lanze eines Kanoniers, der sich mit angezündeter Lunte neben seiner Kanone befand.

Dieses Getöse, welches um den König herum herrschte, verhinderte ihn, die Ermahnungen seines Beichtvaters zu erhalten; aber der Priester betete neben ihm und betete für ihn.

Auch der König betete beständig für sich selbst; er war ruhig, wo nicht heldenmüthig; er ging, wo nicht stolz wie ein Ritter, doch wenigstens mit gefalteten Händen wie ein Christ zum Tode.

Wenig Rufe erhoben sich auf seinem Wege; einige Rufe um Gnade bei dem Ausgange aus dem Tempel, diese Rufe verhallten ohne Echo.

An dem zwischen der Straße Saint Martin und der Straße Saint Denis, der Straße Beauregard gegenüber gelegenen Orte des Boulevards angelangt, ließ eine Art von Getümmel den Zug anhalten und den König den

Kopf erheben. Ach! zehn oder zwölf junge Leute, das war Alles, was sich von drei Tausend zeigte, die sich verpflichtet hatten; zehn oder zwölf von dem Baron von Batz und von seinem Secretär Devaux angeführte junge Leute hatte die Hecke durchbrochen und stürzten auf den Wagen zu, indem sie ausriefen:

„Zu uns, die, welche den König retten wollen!"

Aber dieser Herausforderungsruf verhallte ohne Echo, wie der Gnadenruf verhallt war. Von den Gendarmen zurückgetrieben, verloren sich die Verschwörer in den benachbarten Straßen, zwei oder drei wurden ergriffen und späterhin hingerichtet.

Der einen Augenblick lang unterbrochene Trauerzug setzte sich wieder in Bewegung, ohne daß irgend Etwas fernerhin das Schweigen und die Regungslosigkeit des Volkes störte; an dem Orte, wo heut zu Tage die Magdalenenkirche steht, und in demselben Augenblicke, wo der König, der vor sich sah, die unglückselige Maschine sehen konnte, drang, nicht durch die Wolken, sondern in den Nebel ein bleicher Strahl der Wintersonne, der das Schaffot, die Piken und die Tausende von Köpfen, ein bewegliches Pflaster, vergoldete, das sich, so weit als das Auge zu reichen vermochte; nach allen Seiten erstreckte.

Es war zehn Uhr fünf Minuten Vormittags.

Alles war bereit, man erwartete nur noch den Verurtheilten.

Unter den Säulen des Marineministeriums befanden sich die Commissäre der Gemeinde, um dort das Protokoll der Hinrichtung aufzunehmen; um das Schaffot herum

hatte man einen großen, leeren mit Kanonen eingefaßten Platz gemacht; jenseits dieses leeren Platzes standen Truppen; jenseits dieser Truppen, wie wir gesagt haben, die Zuschauer.

Die Zuschauer waren also sehr entfernt, kaum in dem Bereiche der Stimme.

Der Wagen hielt an dem Fuße des Schaffottes, und es schien, daß dieser Wagen, indem er hielt, einen Theil seiner Last auf die Brust eines Jeden warf; die Fahrt hatte zwei Stunden gedauert.

Die Guillotine war gerade der großen Allee der Tuilerien gegenüber aufgeschlagen, so daß der Verurtheilte von der Höhe des Schaffottes den Palast sehen konnte, den er bewohnt hatte.

Dort hatten sich auf den Brustwehren, auf den Terrassen, auf den Dächern der Häuser, auf den schwarzen und entlaubten Bäumen von Tagesanbruche an alle jene Neugierigen versammelt, welche den übrigen Theil von Paris öde machten. Wie bei einem im Herzen empfangenen Stoße das Blut durch alle Pulse nach dem Herzen zuzuströmen scheint, eben so waren durch alle nach dem Revolutionsplatze führende Straßen die ganze bewegte Pariser Bevölkerung herbeigeströmt.

Als er den Wagen halten fühlte, erhob der König den Kopf, oder senkte vielmehr seine Hände und sein Buch auf seinen Schooß; indem er sich hierauf an seinen Beichtvater wandte, sagte er:

— Ich glaube, daß wir angekommen sind.

Herr von Firmont antwortete mit einem einfachen Nicken des Kopfes.

Einer der drei Söhne Samsons, des Scharfrichters von Paris, öffnete den Schlag; aber der König verschloß ihn wieder, und in einem befehlenden, in einem fast königlichen Tone, indem er zum Zeichen des Schutzes seine Hand hinter sich auf die Kniee seines Beichtvaters legte, sagte er zu den beiden Gendarmen:

—Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen Herrn an, tragen Sie Sorge, daß ihm nach meinem Tode keine Beleidigungen zugefügt werden.

Niemand antwortete; der König wollte darauf bestehen, aber der Schlag öffnete sich wieder unter der Hand des Scharfrichters.

—Ja! ja, antwortete dieser, sei unbesorgt; wir werden für ihn sorgen, laß uns gewähren.

Der König stieg aus; auf der Stelle wurde er von den Gehülfen des Scharfrichters umringt; aber er stieß sie zurück, zog selbst seinen Rock aus, legte seine Halsbinde ab, und blieb mit seiner weißen Moltonweste bedeckt.

Es blieb noch übrig, die Haare abzuschneiden und die Hände zu binden.

Was empörte sich gegen diese letzte Schmach, die königliche Würde, oder die menschliche Schwäche? Gott allein weiß es. Aber als Ludwig fühlte, daß die Scharfrichter ihm die Hände berührten, sträubte er sich heftig.

—Nein! nein, rief er aus, vollzieht Euer Gewerbe, aber bindet mir nicht die Hände; nein, ich werde mir nicht die Hände binden lassen.

Ein Kampf stand im Begriffe, an dem Fuße des Schaffottes zu entstehen, ein Kampf, in welchem die Kraft des Menschen und die Würde des Königs unterlegen hätten, als der Beichtvater sich in's Mittel legte.

— Sire, sagte er, erdulden Sie diese letzte Schmach, das ist eine Aehnlichkeit mehr zwischen Ihnen und dem Gotte, der Ihre Belohnung sein wird.

Indem er nun von selbst den Scharfrichtern seine beiden Hände hinhielt, sagte er:

— Thun Sie was Sie wollen, ich werde den Kelch bis auf die Hefe leeren, und seine Hände wurden, nicht mit einem Stricke, sondern mit einem Taschentuche gebunden.

Die Stufen des Schaffottes waren steil, hoch und schlüpfrig; er erstieg sie von dem Arme des Priesters unterstützt. Während dieses Weges fand eine physische Entmuthigung statt, aber diese Schwäche dauerte nur einen Augenblick lang. Auf der letzten Stufe angelangt, erhob sich das Herz wieder und der Kopf mit ihm; nun entschlüpfte er so zu sagen seinem Beichtvater, und mit rothem Gesichte, barscher Stimme, eilte er nach der linken Seite des Schaffottes, indem er mehr nachsah, als er horchte, ob die Trommeln aufhören würden zu schlagen.

Nun rief er mit schrecklicher Stimme, mit einer Stimme in welcher der Mensch, der zu sterben im Begriffe steht, seine letzten Kräfte legt, ihnen zu:

— Schweigt!

Hierauf, als er sah, daß sie Trotz dieses Befehles fortfuhren, rief er aus:

— O! ich bin verloren!

Man wurde indessen ungeduldig, es lag keine Ablenkung, sondern eine Verzögerung in dem Schauspiele; einige Stimmen riefen den Scharfrichtern zu:

— Nun denn, eilt Euch doch!

Die Scharfrichter fielen über den König her, und legten ihm die Gurten an; während dieser letzten Verrichtung rief er auf:

— Ich sterbe unschuldig, ich verzeihe meinen Feinden; ich wünsche, daß mein Blut den Franzosen nützlich sei und daß es den Zorn Gottes besänftigt.

Das waren seine letzten Worte; eine einzige Stimme, die des Priesters antwortete:

— Sohn des heiligen Ludwig, steige gen Himmel auf! sagte er.

Das Fallbret fiel, das Messer glitt in der Falze, und der Kopf, den die Krone an dem Tage seiner Salbung verletzt hatte, fiel in den verhängnißvollen Korb.

Der Scharfrichter verfolgte ihn dorthin, ergriff ihn bei den Haaren und zeigte ihn dem Volke.

So starb Ludwig XVI. am 21. Januar 1793, um zehn Uhr zehn Minuten Vormittags, im Alter von neun und dreißig Jahren, fünf Monaten und drei Tagen, nachdem er achtzehn Jahre regiert hatte, und fünf Monate und acht Tage Gefangener gewesen war. Der Convent war nur sein Richter gewesen, die Gemeinde war sein Peiniger und sein Scharfrichter.

Was auch die revolutionären Zeitungsschreiber darüber gesagt haben mögen, es ließen sich wenig Rufe: Es

lebe die Republik! hören; die Gemüthserschütterung war groß, unendlich; es war mehr als ein Mensch, den man enthauptete, es war ein Grundsatz; es war mehr als ein Leben, das man auslöschte, es waren acht Jahrhunderte der Monarchie, die man in das Nichts zurückkehren ließ.

Die sterblichen Reste des Königs wurden in einen auf dem Schaffotte in Bereitschaft gehaltenen Weidenkorb gelegt, den er beim Hinaufsteigen dort sehen konnte; dann wurden sie auf einem Karren nach dem Magdalenenkirchhofe geführt und in ein Grab zwischen zwei Lagen ungelöschten Kalk gelegt. Man stellte dort zwei Tage lang eine Wache auf.

Es fand in Paris eine heftige Erschütterung, eine schreckliche Regung des Schmerzes statt. Ein ehemaliger, mit dem Kreuze des heiligen Ludwig geschmückter Militär starb vor Schmerz, als er die Hinrichtung des Königs erfuhr; eine Frau stürzte sich in die Seine; ein ehedem bei Hofe angestellter Buchhändler wurde wahnsinnig; endlich schnitt sich ein Perrückenmacher der Straße Culture Sainte Catharine mit seinem Rasirmesser die Gurgel ab.

Endlich erhielt am folgenden Tage der Convent bei Eröffnung der Sitzung einen Brief, den er aufmachte und las.

Ein Mann verlangte, daß man ihm die Leiche des Königs gäbe, damit er sie neben dem, was er heiligstes hätte, neben der Leiche seines Vaters begraben ließe.

Das Gesuch war herzhaft unterzeichnet, und enthielt die Adresse dessen, der es geschrieben hatte.

Auf einer anderen Seite zeigte sich eine andere Wuth

um das Schaffot herum; viele Zuschauer, föderirte Bürger, Soldaten, stürzten nach dem Schaffotte und tauchten ihre Taschentücher in das Blut; Officiere des Bataillons von Marsaille steckten diese blutigen Taschentücher an die Spitzen ihrer Degen und durchzogen die Straßen, indem sie die grausige Fahne wallen ließen und ausriefen:

—Hier ist Blut des Tyrannen.

Etwas noch bei weitem Schrecklicheres trug sich zu; ein Mann tauchte in dieses Blut, nicht sein Taschentuch, sondern seinen Arm, und indem er in seiner Hand Alles das sammelte, was sie enthalten konnte, spritzte er dieses Blut auf den Kopf der Zuschauer, wobei er sagte:

—Brüder, man hat uns gedroht, daß das Blut Ludwig Capets auf unsere Köpfe zurückfallen würde! wohlan, es möge darauf zurückfallen! Republikaner, das Blut eines Königs bringt Glück!

Stellen wir jetzt eine Thatsache wieder her, berichtigen wir einen großen Irrthum. Es war nicht Santerre, welcher den berüchtigten Trommelwirbel befahl, es war …

Warum sollten wir sagen, wer es war, der Kopf des Königs fiel während dieses Wirbels, indem er der Zukunft eine unermeßliche Aufgabe zu lösen hinterließ, das ist Alles.

Am Morgen hatte die Königin verlangt hinunterzugehen, wie es verabredet war; aber man kennt den Befehl, den der König gegeben hatte, dieser wurde pünktlich vollzogen.

Nun horchte die arme Königin, die bereits halb Wittwe war, sie hörte Alles, Geschrei des Volkes, Wirbeln

der Trommeln, die Abfahrt des Wagens; sie empfahl ihren Kindern, denen Gott ihren Vater nahm, und die sich an sie drückten, die ihnen bald geraubt werden sollte, den Muth ihres Vaters nachzuahmen und keine Rache über seinen Tod zu nehmen. Sie frühstückte nicht, aber da die Schwäche siegte, so war sie genöthigt, um ein Uhr einige Nahrung zu sich zu nehmen.

Im Laufe des Tages erfuhr sie die Hinrichtung mit allen ihren Umständen, sie hörte sie auf eine traurige, würdige Weise an, und als die Erzählung beendigt war, verlangte sie Trauerkleider für sich und ihre Kinder.

Die Gemeinde geruhte, sie ihnen zu bewilligen.

Man wird sich erinnern, daß der König ein Petschaft gegeben hatte, um seinem Sohne übergeben zu werden; dieses Petschaft hatte der Gemeinde verdächtig geschienen, und seine Form war in der That wenig gewöhnlich; es war sichtbar, daß es drei Theile enthielt; jeder Theil zeigte eine besondere Seite, die eine seinen Namenszug, die andere den Kopf eines Kindes mit einem Helme, die dritte, die auf welche Ludwig ohne Zweifel die meiste Wichtigkeit legte, das Wappen von Frankreich, das heißt das Symbol des Königthumes.

Die Gemeinde confiscirte dieses Petschaft.

Von den unaufhörlichen Qualen der Gemeinde gepeinigt, war Ludwig in dem Tempel sehr unglücklich, aber dagegen erzeigte ihm Gott eine große Gnade; in Maria Antoinetten, der zuverlässig stolzen Königin, der vielleicht irre geleiteten Mutter und Gattin, fand er die Frau und die Mutter wieder; alle diese großen Ereignisse hatten, in-

dem sie den Kopf der Tochter Maria Theresias beugten, ohne Zweifel die guten Gesinnungen nach dem Herzen zurückströmen lassen. Der König begriff in dem Tempel zwischen der Liebe seiner Kinder, die ihn niemals verlassen hatte, und der Liebe seiner Gattin, die ihm zurückgegeben war, einige jener besonderen Wonnen, welche so selten das Herz der Könige erheitern.

Ohne Zweifel wird der armen Frau, welche, nachdem sie sich in dem Glücke von ihrem Gatten entfernt hatte, sich auf diese Weise in dem Mißgeschicke ihm wieder näherte, viel vergeben werden.

Und diese Rückkehr der Königin erklärt sich, obgleich das, was das Gefühl angeht, nicht nöthig hat, erklärt zu werden. Was sah die Königin auf dem Throne, an der Gewalt, in dem Wohlergehen, wenn sie den König anblickte? Einen Mann mit alltäglichem Gesichte und Haltung, der sich nach ihrer Ansicht gemeinen Belustigungen hingab, indem er Schlosserei, Mechanik, Geographie trieb, an ihren Monatsgeldern abzog, über ihre Vergnügungen stritt, niemals heftig wurde, fast immer brummte; was aber großartige politische Ansichten, jene Ansichten nach der Weise Maria Theresias, oder nach der Weise Ludwigs XIV. anbetrifft, so bestanden keine. Alles das war sehr wenig für die junge und romantische Königin, welche, wie Herr von Brissac sagte, zwei Mal Hundert Tausend Verliebte um sich herum sah, unter diesen Verliebten Männer wie Dillon, wie Coigny, wie Vaudreuil, wie Fersen.

Aber in den Zeiten des Unglücks änderte sich Alles. Unter dem bleichen Lichte der Gefangenschaft, in die Mau-

ern des Tempels eingeschlossen, auf einen einzigen Diener als ganzen Hofmann, auf ihre einzige Familie für alle Zuneigung beschränkt, erschien ihr Ludwig XVI. so wie er war, das heißt, als ein guter Mensch, als ein guter Vater, als ein guter Gatte, der nicht mehr verlangte, als zu lieben und geliebt zu werden; nun verschwand die Kälte, ihr Herz erweichte sich, das, was die Strahlenkrone des Königs nicht zu thun vermocht hatte, wurde durch die Strahlenkrone des Märtyrers bewirkt.

Auf dem Punkte, ihn für immer zu verlassen, liebte Maria Antoinette in dem Tempel den König zum ersten Male.

Das war der große Trost, den die Vorsehung dem Gefangenen verlieh, und den die Gemeinde so gut einsah, daß sie, ohne irgend eine Nothwendigkeit, und allein um den andern Martern eine Marter hinzuzufügen, sie trennte.

Dann ging sie gegen das Ende von der Liebe fast zu der Bewunderung über.

Bei der Reise von Varrennes, am 10. August, hatte sie den König ohne Muth gesehen und sogar geglaubt.

Das kam daher, weil für diese junge und schöne, in Mitte der Ritter des heiligen römischen Reiches erzogene Frau der Muth in dem im Kampfe gezogenen Schwerte, in dem in Mitte des Feuers leuchtenden Blicke, in dem durch seinen Herrn durch die Bataillone und das Handgemenge getriebenen Rosse bestand, und weil Ludwig XVI. der letzte der Männer war, bei dem man diese Art von Muth suchen mußte.

Aber im Tempel, einer weit größern Gefahr gegen-

über als die, von der wir so eben gesprochen haben, einem bei weitem traurigeren und schmerzlicheren Tode gegenüber, als der Tod, dem der Held Trotz bietet, sah sie diesen alltäglichen Mann sich allmählig durch seine Güte, seine Geduld, seine Ergebung verherrlichen; dann, als die wahrhaft traurigen Tage herbeikamen, als die Stunden schlugen, welche zu der ewigen Trennung führten, sah sie plötzlich den Christen die Hülle des Menschen ablegen, sich in seinem Leiden verklären, und ruhig durch die Blitze und den Donner das politische Golgathu besteigen, das ihm vorbehalten war.

Das war die Ursache, daß bei der letzten Zusammenkunft diese muthige Königin weinte, und dieser schwache König sie trösten mußte und tröstete.

Dann, indem ihm Gott noch eine Gnade angedeihen ließ, sollte auch sie ihre blutige Buße haben, auch sie, indem sie die weltlichen Kleider der Frau und die stolzen Gewänder der Königin von sich warf, sollte in dem unbefleckten Leichentuche der Märtyrer begraben werden.

VI.

Die königliche Familie. — Die Fackeln und der Stern. — Das Gebetbuch. — Jede Minute ist ein Schmerz. — Die Königin verlangt Clery zu sehen — Die Forderung wird verweigert. — Fünfzehn Hemden. — Clery wieder in Freiheit gesetzt. — Schmerz der Königin. — Noch strengere Aufsicht. — Chaumette. — Diebstahl des versiegelten Pakets. — Der Chevalier von Rougeville. — Sein nutzloser Schwur. — Im Jahre 1823 erschossen. — Beschluß der Gemeinde vom 1. April 93. — Tison und Pache. — Turgy angeklagt. — Nächtliche Besuche. — Der Schuhmacher Wolf. — Krankheit des jungen Prinzen. — Der Arzt der Gefängnisse, Thierry. — Die Frau Tison wird wahnsinnig. — Die Fleischbrühe. — Gewaltsame Trennung der Königin und ihres Sohnes. — Er wird Simon übergeben. — Grausamkeiten dieses Menschen. — Edle Antwort des Dauphins.

Folgen wir daher der königlichen Familie bis zu dem Tode Maria Antoinettens, der Madame Elisabeth und des

Dauphin, bis zu der in Freiheitsetzung von Madame. Es ist eines der Vorrechte erhabener Unglücksfälle, die Blicke des Geschichtsschreibers auf sich zu ziehen, sie in der Beschauung ihrer Schmerzen zum Nachtheile der Privatschmerzen gänzlich zu beschäftigen. Ohne Zweifel ist ein Leben, welches erlöscht, dem, welcher es verliert, und denen, welche es beweinen, immer eben so kostbar, sei es nun, daß es unter dem Purpur erlöscht, oder sei es, daß es unter der Strohhütte erlöscht; aber es ist damit wie mit einer Fackel, welche auf der Erde erlöscht, oder mit einem Sterne, der an dem Himmel hinzieht; die Blicke sind für den Stern, die Neugierde, die Theilnahme, sogar das Mitleiden sind für das, was von der Höhe herabfällt.

Kommen wir daher auf diesen schrecklichen Tag zurück, und sagen wir, wie ihn die Königin zugebracht hatte.

Am Tage vorher, als sie von dem Könige zurückkehrte, hatte sie kaum die Kraft gehabt, den Dauphin auszukleiden und zu Bett zu legen; was sie anbetrifft, so hatte sie sich ganz angekleidet auf ihr Bett geworfen, auf welchem Madame Elisabeth und ihre Tochter sie die ganze Nacht über zittern hörten.

Um ein Viertel auf sieben Uhr ging die Thür der Gefangenen auf; sie erwarteten den König zu sehen und glaubten, daß man sie holen wolle: man verlangte nur ein Gebetbuch, um die Messe zu lesen.

Die Thür verschloß sich wieder, ohne daß die Königin wußte, daß sie ihren Gatten, Madame Elisabeth ihren Bruder, und die beiden Kinder ihren Vater nicht mehr wiedersehen würden; auf diese Weise warteten sie bis acht

Uhr, indem sie bei jedem Geräusche vor Hoffnung zitterten; endlich schlug es acht Uhr; wir haben das erzählt, was sich zugetrageu hatte.

Für den Verurtheilten war der Schmerz nur der einer Sekunde; für diese Frau, für diese Schwester und für diese Kinder, welche nicht wußten, um wie viel Uhr die Hinrichtung stattfand, war jede Sekunde ein Schmerz. Wie viele Male mußte nicht während dieser zwei Stunden jede von ihnen die Hand an ihren Hals legen, wie als ob sie auf seinen gebrochenen Wirbeln die eisige Kälte des Stahles fühlte.

Endlich, gegen Mittag, vermochte die Königin es nicht mehr auszuhalten, und welchen Widerwillen sie auch hatte, von ihren Wächtern Etwas zu verlangen, so verlangte sie doch Clery zu sehen. Man hatte ihr gesagt, daß Clery bis zu seinen letzten Augenblicken bei dem Könige geblieben wäre, und sie hoffte, daß der König Clery irgend einen Auftrag für sie gegeben hätte. In der That, der König hatte, wie man sich erinnern wird, Clery seinen Trauring gegeben, indem er sagte, daß er sich nur mit seinem Leben von ihm trenne. Der Anblick Clerys war von Jedermann ersehnt; in dem nervösen Zustande, in welchem sich die Königin befand, rettete eine Erschütterung, der es gelang die Thränen aus ihren Augen fließen zu lassen, die ihr Herz überschwemmten, sie von einer Erstickung.

Die Bitte wurde ausgeschlagen, man würdigte es nicht einmal darauf zu antworten; derselbe Brief verlangte Trauerkleider, die Trauerkleider wurden bewilligt.

Hier ist der Text der Antwort.

Sitzung des 23. Januar 1793.

„Der allgemeine Rath hört die Vorlesung eines Beschlusses der Commission des Tempels über zwei von Antoinette gemachte Forderungen.

„Die erste, einen sehr einfachen Trauerанzug für sie, ihre Schwester und ihre Kinder.

„Der Rath beschließt, daß diese Forderung bewilligt wird."

Einige Zeit nachher verlangte die Königin Hemden für ihren Sohn.

Dieses Mal war die Forderung ohne Zweifel übertrieben, denn man zögerte acht Tage mit der Antwort.

Sitzung des 7. Februar 1793.

„Der Rath hört die Vorlesung eines Beschlusses der Commission des Tempels über die Forderung Maria Antoinettens, um fünfzehn Hemden für ihren Sohn zu haben.

„Der allgemeine Rath bewilligt diese Forderung."

Als die Hinrichtung des Königs vollzogen, glaubte Jedermann in dem Tempel, daß man die Königin und ihre Kinder fortschicken würde, Clery hatte ihn auf folgenden Bericht verlassen:

„In betracht, das es keine Gründe mehr gibt, den Bürger Clery, der nur wegen einer allgemeinen Maaßregel verhaftet worden war, länger zurückzuhalten; in Betracht, daß außerdem der Bürger Clery kein Depositum in seinen Händen behalten hat, das ihn verdächtig machen könnte, und daß er seine Verrichtungen bei Ludwig Capet immer mit gewissenhafter Treue gegen die Republik vollzogen, und

nicht einmal das Geschenk, das Capet ihm zur Belohnung seiner Dienste gemacht hat, weder in Anspruch genommen, noch empfangen hat, beschließt der Rath, daß der allgemeine Sicherheitsausschuß des Convents aufgefordert wird, dem Bürger Clery die Freiheit wiederzugeben."

Die Königin und ihre Kinder hatten also ein wenig mehr Freiheit erlangt, aber der Schmerz hatte, wie wir gesagt haben, aus der Königin eine andere Frau gemacht, und als der König todt war, lag ihr wenig daran, zu leben oder zu sterben, frei oder Gefangene zu sein. Zuweilen blickte sie ihre Kinder mit einem Mitleiden an, das sie erbeben ließ; dieser Schmerz und diese Niedergeschlagenheit theilten sich daher auch Madame mit, welche, weniger stark als ihre Mutter, krank wurde; man erlangte nun, daß die Herren Brunier und Lacazè, ehemalige Aerzte des Hofes, eintreten durften, um die junge Prinzessin zu verpflegen; die Königin wollte Nichts von dem thun, was sie ihr verordneten, aber sie konnte nicht verhindern, daß ihr Anblick ihr einige Zerstreuung gewährte, eben so wie der der Personen, welche ihr die Trauerkleider ihrer Kinder brachten; traurige Zerstreuungen, welche ihr neue Thränen kosteten; aber die Vorsehung hat gewollt, daß die aus dem Schmerze entsprungenen Thränen den Schmerz heilen.

Dieser Schmerz war indessen so heftig und so tief, daß die Königin von dem Augenblicke an, wo der König den Tempel verlassen hatte, um auf das Schaffot zu gehen, nicht mehr in den Garten hinabgehen wollte, weil sie, indem sie in den Garten hinabging, vor der Thür des Zimmers vorübergehen mußte, welches Ludwig XVI. bewohnt

hatte; aus Furcht, daß der Mangel an Luft Madame und dem jungen Prinzen zu nachtheilig sein möchte, verlangte sie indessen gegen Ende Februar auf den Thurm zu gehen, ein Verlangen, das ihr bewilligt wurde.

Aber bald konnte man im Tempel bemerken, daß man sich über die Absichten des Convents geirrt hatte. Da Dumouriez zu dem Feinde übergegangen war, so schloß man die Gefangenen enger ein, man führte in dem Garten eine Trennungsmauer auf, man brachte Läden auf der Höhe des Thurmes an, man verschloß alle Fenster sorgfältig.

Der Zustand der Hinfälligkeit, in welche allmählig die Königin versank, hatte Alle die gerührt, welche sie umgaben; es gab Niemand bis auf Chaumette, der sich dem allgemeinen Eindrucke zu entziehen vermochte. Als er gekommen war, die Königin zu besuchen, fragte er sie, was sie wünschte; die Königin antwortete, daß sie wünschte, daß man eine Verbindungsthür zwischen ihrer Wohnung und der von Madame Elisabeth herstellte; trotz des Widerstandes der Municipalbeamten, theilte Chaumette die Forderung der Gemeinde mit, welche sie verweigerte.

Inzwischen wurde man in dem Zimmer der Municipalbeamten gewahr, daß das versiegelte Paket, in welchem sich das Petschaft des Königs, sein Ring und verschiedene andere, von ihm seiner Familie hinterlassene Gegenstände enthalten waren, geöffnet, das Siegel erbrochen und das Paket fortgeschafft worden war; man schrieb dieses Verschwinden auf Rechnung eines Diebes, da die Gegenstände von Gold waren, aber späterhin erfuhr man, daß es

Toulan war, der diesen frommen Diebstahl begangen hatte, da der Ring und das Petschaft von ihm Monsieur, dem Bruder des Königs, übersandt worden waren.

Aber wenn ein Dieb bis in das Zimmer der Municipalbeamten hatte dringen können, so konnte ein Verschwörer, ein Freund der Königin in dasselbe dringen. Es war sehr die Rede von einem in Paris versteckten Chevalier von Rougeville, der zugleich der Königin und der Frau ergeben war, und der geschworen hatte, zu sterben, oder die Gefangenen aus dem Tempel zu retten.

Damals vermochte er weder den einen noch den andern der beiden Schwüre zu halten; aber im Jahre 1823 wurde er als Royalist in Spanien erschossen.

Die Vorsichtsmaaßregeln wurden dem zu Folge verdoppelt. Will man einen Begriff von denen haben, welche getroffen wurden, so werfe man die Augen auf folgenden Beschluß der Gemeinde.

Sitzung vom 1. April 1793.

Auf den Antrag des Procurators der Gemeinde, beschließt der Rath:

1) Daß keine Person, welche auf der Wache im Tempel ist oder auf andere Weise, in ihm, was es auch sein möge, zeichnen könne, und daß, wenn Jemand im Uebertretungsfalle gegenwärtigen Decretes ertappt würde, er auf der Stelle verhaftet und vor den allgemeinen Rath geführt werden soll, der in diesem Falle das Amt des Gouverneurs ausüben wird.

2) Befiehlt den im Tempel diensthabenden Commissären des Rathes keine vertrauliche Unterhaltung mit den

gefangenen Personen zu führen, wie auch keinen Auftrag für sie zu übernehmen.

3) Es ist den genannten Personen gleicher Weise verboten, irgend Etwas an den alten Vorschriften für die innere Polizei des Tempels zu ändern, oder neu einzuführen.

4) Daß kein bei dem Dienste im Tempel Angestellter den Hof betreten soll.

5) Daß immer zwei Commissäre bei den Gefangenen sein sollen.

6) Daß Tison und seine Frau weder den Thurm verlassen, noch mit wem es auch sein möge, außerhalb in Verbindung stehen dürfen.

7) Daß keiner der Commissäre des Tempels Briefe absenden soll, ohne daß sie vorher in dem Rathe des Tempels gelesen worden sind.

8) Daß, wenn die Gefangenen auf der Terrasse des Thurmes spazieren gehen, sie immer von drei Commissären und von dem Commandanten des Postens begleitet werden sollen, welche sie streng zu beaufsichtigen haben.

9) Daß gemäß der vorhergehenden Beschlüsse die Mitglieder des Rathes, welche ernannt werden, um den Dienst des Tempels zu versehen, der Prüfung des allgemeinen Rathes unterliegen sollen, und daß sie auf den nicht begründeten Anspruch eines einzigen Mitgliedes nicht zugelassen werden können.

10) Und endlich, daß das Departement der öffentlichen Arbeiten in dem Laufe des folgenden Tages die in seinem Beschlusse vom 26. März 1793 angeführten Arbeiten ausführen ließe, nämlich: Die Abräumung von

dem Umkreise der ehemaligen Kapelle und die Schließung der Schießscharten auf der Höhe des Thurmes.

Dieses Tison gemachte Verbot trennte ihn von seiner Tochter. Diese Trennung brachte diesen Mann zur Verzweiflung. Eines Tages brachte ein Fremder Madame Elisabeth Sachen und gelangte bis zu ihr; Tison gerieth darüber in Wuth, da er sah, daß ein Fremder den Tempel betrat, und daß seine Tochter ihn nicht betreten durfte. Sein Geschrei und seine Beleidigungen wurden von Pache gehört, der ihn hin herabkommen ließ und ihn fragte, woher alle dieser Lärm käme.

—Daher, meine Tochter nicht zu sehen, und ich werde noch bei weitem größeren machen, wenn man mir diese Erlaubniß nicht zurückgibt.

—Aber, sagte Pache zu ihm, Sie sind in die allgemeine Maaßregel mit inbegriffen, Sie haben sich also nicht zu beklagen.

—In eine allgemeine Maaßregel! rief Tison aus. Wie kömmt es dann, daß Fremde, Verräther, mit den Gefangenen sprechen, und daß ich, ich allein, der Freiheit beraubt bin, mit meiner Tochter zu sprechen!

Nun verlangte man die Namen dieser Verräther, und Tison zeigte Turgy an.

In der That, in einem der Zimmer des dritten Stockwerkes in dem Thurme des Tempels befand sich ein Ofen, in welchem man Wärmeleiter angebracht hatte. Turgy legte bald in eine dieser Röhren, bald in einen für den Kehricht bestimmten Korb entweder ein Warnungsbillet,

oder die Neuigkeiten der Zeitungen; die Prinzessinnen legten ihrer Seits an denselben Orte ihre Billette, die in Ermangelung von Tinte bald mit Zitronensaft geschrieben waren, wovon die Schrift erschien, wenn man sie an das Feuer hielt, bald mit einem Extract von Galläpfeln. Da der Ort der Niederlage jeden Augenblick geändert wurde, so deutete ein Zeichen den an, der gewählt worden war.

Herr Hue war als der dritte in dieser kleinen Verschwörung. Er sah Turgy bald an einem Orte, bald an einem andern der nächsten Umgebung von Paris. Dort sagte er ihm mündlich oder übergab ihm schriftlich das, was er der Königin wissen zu lassen wünschte.

Dieser Briefwechsel hatte besonders zum Zwecke, der Königin Bericht über die Stimmung der Gemüther in Paris und in der Provinz, der Ereignisse, welche der Bürgerkrieg im Innern, der ausländische in dem übrigen Theile der Welt hervorbrachte, Bericht abzustatten.

Dann erstreckte sich die Anklage von den Fremden auf die königliche Familie.

Eines Tages, sagte der Vater Tison, hat die Königin, indem sie ihr Taschentuch zog, einen Bleistift fallen lassen; an einem andern Tage hatte er bei Madame Elisabeth Federn und Oblaten gefunden; seine gerufene Frau sagte dieselben Sachen aus, welche ihr Gatte ausgesagt hatte; sie zeigte Turgy an, sie zeigte einen Municipalbeamten an, sie zeigte den Doctor Brunier an, welcher Madame an einem Fußübel behandelte.

Dann unterzeichnete sie Alles das, und am folgenden Tage sah sie ihre Tochter.

Das war die Belohnung der Anzeige.

Am folgenden Tage, den 20. April, um halb eilf Uhr Abends hörten daher auch die Prinzessinnen, als sie sich so eben zu Bett gelegt hatten, ihre Thür aufgehen. Sie standen hastig auf, sowohl besorgt über die, welche ihnen diesen Besuch abstatteten, als über die Ursache, aus welcher er ihnen abgestattet wurde.

Es war Hebert in Begleitung mehrerer Municipalbeamten. Sie lasen den Gefangenen einen Beschluß der Gemeinde vor, welcher verordnete, sie nach Belieben zu durchsuchen.

Der Beschluß wurde auf das Strengste ausgeführt, man durchsuchte sogar das Innere der Matratzen.

Der Dauphin schlief, Hebert ließ ihn aus seinem Bette reißen und auf einen Stuhl stellen, von welchem ihn die Königin, ganz von Frost erstarrt nahm.

Die Nachsuchung führte dazu, der Königin die Adresse eines Kaufmannes, Madame Elisabeth eine Stange Siegellack, Madame ein geheiligtes Herz Jesu und ein Gebet für Frankreich nehmen zu lassen.

Die Nachsuchung war erst um vier Uhr Morgens beendigt. Das Protokoll wurde auf der Stelle aufgenommen, und man zwang die Königin und Madame Elisabeth, dieses Protokoll zu unterzeichnen, indem man ihnen drohte, den Dauphin fortzuführen, wenn sie sich weigerten. Alle diese Wuth rührte daher, daß sie statt dessen, was sie suchten, nur Kleinigkeiten gefunden hatten.

Diese strengen Maaßregeln waren nur die nothwendige Einleitung zu anderen strengen Maaßregeln.

In der Sitzung vom 30. April erließ die Gemeinde folgenden Beschluß:

„Der Schreiber liest eine Nachricht von dem Rathe des Tempels vor, durch welche er meldet, daß der Bürger Wolf, Schuhmacher, mit sechs, für die Gefangenen des Tempels bestellten Paar Schuhen gekommen sei, daß diese Lieferung, da sie verdächtig geschienen, mit Beschlag belegt worden wäre.

„Der allgemeine Rath ernennt Canon und Simon, um sich nach den Tempel zu begeben, die sechs Paar Schuhe zu untersuchen, um zu erfahren, ob in ihrer Zusammensetzung nichts Verdächtiges bestände, und beschließt:

„1) Daß wenn von nun an die Gefangenen des Tempels einige Kleidungsstücke nöthig hätten, dazu ernannte Commissäre beauftragt wären, die Gegenstände in den Läden zu kaufen, und in dem Falle, wo es nöthig wäre, arbeiten zu lassen, sollte die Arbeit bekannten Bürgern anvertraut werden, welche selbst nicht wüßten, für wen sie arbeiteten.

„2) Daß die für genannte Gefangene bestimmten Lieferungen jeder Art immer auf die einfache Nothwendigkeit beschränkt werden sollten."

Drei Tage nachher kehrten die Municipalbeamten zurück. Dieses Mal war dieser Besuch besonders Madame Elisabeth bestimmt. Sie hatten einen Mannshut in ihrem Zimmer gefunden; dieser Hut beunruhigte sie. Sie wollten wissen, woher er käme, seit wie langer Zeit sie ihn aufbewahre und warum sie ihn behalten hätte.

Es war ein Hut des Königs.

Madame Elisabeth gab alle Erklärungen; sie sagte, daß dieser Hut ihrem Bruder angehört hätte, und daß sie ihn aus Liebe für ihn aufbewahre.

Diese Liebe einer Schwester für ihren Bruder schien den Municipalbeamten verdächtig, und sie nahmen den Hut weg.

Uebrigens, indem sie immerhin den Hut wegnahmen, zwangen sie Madame Elisabeth, ihre Antwort zu unterzeichnen.

Das Gefängniß und der Mangel an Luft zerstörten indessen allmählig die Gesundheit des jungen Prinzen; seit einiger Zeit beklagte er sich über heftiges Seitenstechen, das ihn verhinderte, Athem zu holen. Am 8. Mai um sieben Uhr Abends, befiel ihn das Fieber und sogar ziemlich heftig. Man legte ihn zu Bett, aber er konnte nicht liegen bleiben; er erstickte. Die Königin beunruhigte sich und verlangte von den Municipalbeamten einen Arzt; aber diese, welche in Allem Verschwörungen sahen, erklärten der Königin, daß sie sich mit Unrecht beunruhige, und daß diese Krankheit durchaus keine Gefahr habe; auf ihre mütterlichen Bitten, welche die härtesten Herzen erweichte, verlangten sie indessen von dem Rathe, daß Herr Brunier die Gefangenen des Tempels von Neuem besuchen könnte; aber Herr Brunier war verdächtig geworden. Man verweigerte nicht allein Brunier, sondern man wollte auch noch, da Hebert an demselben Morgen den Dauphin gesehen hatte, und da das Fieber am Morgen geringer war, nicht an die Krankheit des jungen Prinzen glauben, was der Krankheit Zeit ließ, zuzunehmen und dem Fieber

heftiger zu werden. Nun, aus Furcht, daß dieses Fieber ansteckend sein möchte, nahm Madame Elisabeth in dem Zimmer der Königin die Stelle von Madame ein, welche ihrer Seits die ihrige einnahm.

Inzwischen dauerte das Fieber fort, und die Anfälle wurden immer heftiger, man mußte sich wohl in den Augenschein ergeben, und eines Sonntags wurde der Arzt der Gefängnisse, Namens Thiery, zu der königlichen Familie eingeführt.

Thiery enttäuschte die Municipalbeamten, und auf folgenden Beschluß der Gemeinde erlangte er die Erlaubniß, den Kranken zu behandeln.

Sitzung vom 9. Mai 1793.

„Der allgemeine Rath, in Berathung über die gemeldete Krankheit von dem Sohne des verstorbenen Capet, und auf das Verlangen Maria Antoinettens nach einem Arzte, um ihn zu verpflegen, beschließt, daß er morgen die Commissäre, welche heute den Dienst im Tempel haben, über diesen Gegenstand hören wird."

„Nachdem er die Vorlesung eines Briefes der Commissäre gehört hat, welche den Dienst im Tempel haben, und der meldet, daß der kleine Capet krank ist, beschließt der allgemeine Rath, daß der gewöhnliche Arzt der Gefängnisse den kleinen Capet behandeln solle, da es die Gleichheit verletzen hieße, ihm einen andern zu senden."

Es fand eine Besserung in dem Zustande des Dauphin statt, aber niemals gänzliche Genesung. Seit dieser Zeit war seine Gesundheit angegriffen, und das arme Kind, welches sich von dem Alter von acht Jahren an

beständig in Mitte von Erschütterungen, Aengsten, Schrecken und Thränen befunden hatte, ging langsam jenem Grabe zu, aus dem es seitdem die Mathurin Bruneaus und die Grafen der Normandie haben ziehen wollen.

Der 31. Mai kam herbei, wir können uns nicht in die einzelnen Umstände dieses schrecklichen Tages einlassen, welcher die Gironde tödtete, bis er die Girondisten tödtete; wir werden späterhin darauf zurückkommen, jetzt machen wir uns mit den Gefangenen zum Gefangenen, und wir werden den Tempel und die Conciergerie nur verlassen, um sie auf das Schaffot zu begleiten.

Mittlerweile wurde die Frau Tison wahnsinnig, wahnsinnig durch die Gewissensbisse, die sie empfand, jene falsche Anklage gemacht zu haben, welche die Strenge verdoppelt hatte, die man gegen die Königin ausübte; sie ging in das Zimmer der Königin hinauf, und indem sie sich in Gegenwart der Municipalbeamten ihr zu Füßen warf, rief sie aus: — Madame, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, ich bin es, welche die Ursache ihres Todes und dessen der Madame Elisabeth ist. Ich bin es, welche Sie angezeigt hat, weil ich einen Tropfen Siegellack auf einer Leuchterdille gesehen hatte. Verzeihen Sie mir! verzeihen Sie mir!

Man führte sie mit Gewalt fort, aber der Streich war geführt; ihr Wahnsinn nahm von diesem Augenblicke an nur zu; sie sprach ganz laut von ihrem Vergehen, von ihren Anzeigen, von Gefängniß, von Schaffot. Sie hielt sich für unwürdig, wieder vor der Königin zu erscheinen; sie bildete sich ein, daß alle die, welche sie angezeigt hatte,

umgekommen wären. Am Morgen hoffte sie die Municipalbeamten zu sehen, welche sie angeklagt hatte; da sie dieselben nicht gesehen hatte, so legte sie sich am Abend trauriger zu Bett. Des Nachts kamen gräßliche Träume, welche sie schreckliches Geschrei ausstoßen ließen. Endlich hatten die Municipalbeamten Mitleiden mit ihr, und erlaubten ihr, ihre Tochter wiederzusehen. Sie kam um zehn Uhr Abends, und man benachrichtigte die Frau Tison, daß sie hinunter zu gehen hätte. Das war eine große Schwierigkeit, die arme Frau hatte Furcht. Als sie die Treppe hinabging, sträubte sie sich, indem sie zu ihrem Gatten sagte: — Laß uns nicht hinuntergehen! laß uns nicht hinuntergehen! man wird uns in das Gefängniß führen. Endlich kam sie zu ihrer Tochter. Aber schon hatte der Wahnsinn Alles getödtet, sogar den mütterlichen Instinct; sie erkannte sie nicht mehr und war nur mit einer Sache beschäftigt, nämlich daß man sie verhaften wollte. Man glaubte sie dadurch zu beruhigen, daß man ihr sagte, wieder in ihr Zimmer hinaufzugehen. Sie stürzte in der That rasch nach der Treppe, aber auf der Höhe der Stufen angelangt, wollte sie weder weiter hinauf, noch hinunter gehen; man mußte sie in ihr Zimmer tragen und sie mit Gewalt zu Bett legen. Sobald sie zu Bett lag, stieß sie nur noch Geschrei und Schluchzen aus. Der Arzt besuchte sie am folgenden Morgen, erklärte, daß es kein Heilmittel gäbe, und daß man sie in das Hospital führen müßte.

Einstweilen brachte man sie in das Schloß des Tempels; aber da ihr Wahnsinn zunahm, so brachte man sie

in das Hotel-Dieu, wo man eine Frau zu ihr setzte, um sie zu belauern und alle die Worte aufzufangen, die sie entschlüpfen lassen könnte.

Obgleich sie sich sehr über diese Frau zu beklagen hatte, so war die Königin doch vollkommen gütig für sie; mit jedem Augenblicke erkundigte sie sich nach ihrem Befinden. Da sie selbst krank gewesen war, so verlangte sie eine Fleischbrühe, welche man ihr brachte. Aber in dem Augenblicke, wo sie dieselbe trinken wollte, dachte sie an die Frau Tison, und indem sie sich nach Turgy umwandte, sagte sie zu ihm: — Nehmen Sie, Turgy, sie hat es noch bei weiten mehr nöthig als ich. Bringen Sie ihr diese Fleischbrühe. Turgy gehorchte und verlangte eine andere für die Königin; aber sie wurde ihm verweigert.

Der 3. Juli kam herbei und führte einen der größten Schmerzen mit sich, den die Königin empfinden konnte

Municipalbeamte traten in das Zimmer der Prinzessinnen.

Und dort lasen sie ein Decret vor, welches bestimmte, daß der Dauphin von seiner Mutter getrennt, und in die sicherste Wohnung des Thurmes geführt werden sollte.

Kaum hatte das Kind die Vorlesung dieses abscheulichen Beschlusses gehört, als es sich ganz erschreckt in die Arme seiner Mutter warf, indem es herzzerreißendes Geschrei ausstieß und verlangte, nicht von ihr getrennt zu werden. Die Königin war ihrer Seits Anfangs durch diesen Befehl vernichtet gewesen. Aber indem sie bei dem Anblicke der Männer, welche ihn auszuführen kamen, aus ihrer Bestürzung erwachte, trug sie den Dauphin wieder

in sein Bett, und sich vor dieses Bett setzend, schickte sie sich an ihn zu vertheidigen.

Es fand ein Augenblick statt, in welchem die Municipalbeamten Furcht vor dieser Frau, vor dieser Mutter, vor dieser Löwin hatten, welche ihnen zurief, daß sie sie tödten könnten, aber daß sie ihr Kind nicht erhalten würden. So verfloß eine Stunde in Widerstand und in Beleidigungen, in Thränen und in Drohungen. Endlich erklärten die Municipalbeamten, daß sie den Dauphin und seine Schwester tödten würden, wenn die Königin nicht nachgäbe. Diese letzte Drohung erschöpfte die Kräfte der Königin, sie ließ ihre Hände längs ihrem Körper herabsinken, und sank an dem Bette des Kindes in sich selbst zusammen.

Nun nahmen Madame und Madame Elisabeth den Dauphin aus seinem Bette und kleideten ihn an, denn die Königin hatte keine Kraft mehr. Als er angekleidet war, war sie es indessen, die ihn nahm, und die ihn den Händen der Municipalbeamten übergab. Der arme Kleine umarmte die drei Frauen sehr zärtlich, welche in Schluchzen ausbrachen, unter dem man das mütterliche Schluchzen erkennen konnte, und verließ in Mitte der Municipalbeamten das Zimmer, während er selbst in Schluchzen ausbrach.

Die Königin hielt die beiden Letzteren zurück, und, fast knieend, bat sie inständigst, für sie den allgemeinen Rath um die Erlaubniß zu bitten, ihren Sohn wiedersehen zu dürfen, wäre es auch nur zu den Stunden der Mahlzeiten.

Sie versprachen es ihr; aber, sei es nun Vergessen, oder Machtlosigkeit, die Mutter und das Kind waren für immer getrennt.

Der folgende Tag brachte einen noch bei Weitem größeren Schmerz. Die Königin erfuhr, daß ihr Sohn dem Schuhmacher Simon zur Bewahung übergeben worden war. Das arme kranke Kind, das so sehr der mütterlichen Pflege bedurfte.

Der Dauphin weinte seiner Seits zwei ganze Tage lang, indem er beständig seine Mutter zu sehen verlangte.

Die Königin gewann bei diesem Auftritte wenigstens Etwas.

Durch die Bitten und die beständigen Plagen der Königin ermüdet, blieben die Municipalbeamten nicht mehr bei ihr. Die drei Prinzessinnen wurden bei Tage und bei Nacht eingeschlossen, waren aber wenigstens von der Gegenwart dieser Männer befreit, die ihnen abscheulich waren. Selbst die Wachen, welche mit jedem Augenblicke unter dem geringsten Vorwande sich die Thüren öffnen ließen, kamen nur noch drei Male täglich, um die Mahlzeiten zu bringen und die Fenster zu untersuchen. Die Gefangenen hatte Niemand mehr, um sie zu bedienen, aber sie zogen das vor. Madame und Madame Elisabeth machten die Betten und bedienten die Königin. Von Zeit zu Zeit ging man auf den Thurm hinauf, weil die Königin den Dauphin, indem er gleichfalls auf einer Terrasse die freie Luft genoß, durch eine Schießscharte in der Ferne vorüberkommen sah. Die arme Mutter wartete daher auch ganze Stunde lang, indem sie dieses Glück belauerte, wel-

ches rasch wie ein Blitz vorüberzog. Das war ihre einzige Erwartung, ihre einzige Beschäftigung, ihre einzige Hoffnung.

Zuweilen erhielt sie auch Nachrichten von ihm, sei es nun durch die Municipalbeamten, oder sei es durch Tison, der sein früheres Betragen wieder gut zu machen suchte, und der, da er Simon sah, mit ihr von dem Dauphin sprach.

Aber was man der Königin nicht sagte, das war die abscheuliche Behandlung, welche Simon das königliche Kind erdulden ließ. Jedes Mal, wo er es weinend überraschte, schlug er es, so daß das Kind, indem es seine Thränen verschluckte, zuweilen ganze Stunden lang in der Regungslosigkeit des Blödsinnes blieb. Nichts vermochte es den Rohheiten dieses Mannes zu entziehen, weder sein Alter, noch seine Güte, noch sein Engelsgesicht. Simon hatte seinen Bedienten aus ihm gemacht, und zwang es, ihn bei Tische zu bedienen. Unzufrieden mit seinem Dienste, versetzte er ihm eines Tages einen solchen Schlag mit der Serviette, daß er ihm beinahe das Auge ausriß. Ein anderes Mal erhob er in einem Anfalle von Zorn, nachdem er es ohne Erbarmen geschlagen hatte und sah, daß das Kind so weit gekommen war, die Schläge zu empfangen, ohne zu schreien, einen Feuerblock über seinem Kopfe, um es niederzuschlagen, das Kind rührte sich nicht, versuchte nicht zu fliehen, und Simon warf seinen Feuerblock weit von sich.

An demselben Tage kam die Nachricht von einem von den Vendéeren davon getragenen Siege an.

— Was würdest Du thun, Capet, sagte Simon, wenn die Chouans Dich befreiten?

Das Kind warf seine schönen, ganz von einer engelsgleichen Güte glänzenden blauen Augen auf ihn, und antwortete:

— Ich würde Ihnen verzeihen, mein Herr.



VII.

Man zeigt der Königin ihren Prozeß an. — Man führt sie um zwei Uhr Morgens fort. — „Nichts thut mir mehr weh.“ — Streng in der Conciergerie bewacht. — Mit Beschlag belegte und versiegelte Gegenstände. — Das Gefängniß und der Kerker. — Geschichte der Conciergerie. — Anblick des Kerkers. — Der Aufseher Richard. — Sympathien für die Königin. — Die Geliebte des Municipalbeamten. — Von Rougeville. — Der Strauß und das Billet. — Anekdote über den Chevalier von Maison-Rouge.

So weit war die Königin mit ihrem Märthyrerthume, als man sie am 2. August weckte, um ihr das Decret des Convents vorzulesen, welches verordnete, daß sie auf das Begehren des Procurators der Gemeinde nach der Conciergerie geführt werden sollte, damit man ihr den Prozeß mache.

Dieses Mal, da sie nur noch sich zu vertheidigen

hatte, blieb sie regungslos, gleichgültig, indem sie das Decret von einem Ende bis zu dem andern anhörte, ohne sich zu beklagen, ohne selbst das Ansehen zu haben, sich zu verwundern. Madame Elisabeth und Madame verlangten, sogleich ihrer Schwester und ihrer Mutter zu folgen; aber sie hatten nicht einmal einen Augenblick lang diese Hoffnung; diese Gunst wurde ihnen auf der Stelle verweigert. Der Befehl war bestimmt und mußte ohne Verzug ausgeführt werden. Nun aber war es zwei Uhr Morgens, und die Königin lag zu Bett. Sie bat daher die Municipalbeamten, sie allein zu lassen, damit sie aufstehen könnte. Aber sie schlugen es aus, und sie war gezwungen in ihrer Gegenwart das Bett zu verlassen und sich anzukleiden.

Sie verlangten ihre Taschen von ihr, durchsuchten dieselben, nahmen Alles, was darin war, obgleich sich kein Gegenstand von Wichtigkeit darin befand. Hierauf machten sie aus dem Ganzen ein Packet, indem sie sagten, daß sie dieses Packet an das Revolutionstribunal senden würden, wo es in ihrer Gegenwart geöffnet werden würde. Von Alle dem, was sie mitzunehmen wünschte, ließen sie ihr nur ein Taschentuch, um ihre Thränen abzutrocknen, und ein Fläschchen für den Fall, wo sie sich unwohl befinden sollte.

Die Stunde der Trennung kam herbei. Die Königin umarmte ihre Tochter zärtlich und mit jenem verzweifelten, besonders so schmerzlichen Ausdrucke, wenn er die Hoffnung anempfiehlt; sie befahl ihr, gehörige Sorge für ihre Tante zu tragen, und ihr wie einer zweiten Mutter zu gehorchen. Hierauf warf sie sich auch in die Arme der Madame Elisabeth, und empfahl ihr ihre Kinder an.

Madame antwortete Nichts, so sehr war sie bestürzt, ihre Mutter zum letzten Male zu sehen. Madame Elisabeth sagte ihr leise einige Worte. Nun entfernte sich die Königin, ohne weiter die Augen auf sie zu werfen, ohne Zweifel aus Furcht, daß ihre Festigkeit sie verlassen möchte.

An dem Fuße des Thurmes blieb sie einen Augenblick lang stehen, damit die Municipalbeamten Zeit hätten, das Protokoll aufzusetzen, welches den Pförtner ihrer Person entledigte.

Im Hinausgehen vergaß sie den Kopf zu bücken und stieß sich heftig gegen die Thür, und da das Blut aus der Wunde floß, so fragte man sie, ob sie sich weh gethan hätte.

—Nein, sagte sie, Nichts thut mir jetzt mehr weh.

Sie stieg mit einem Municipalbeamten und zwei Gensdarmen in den Wagen; in der Conciergerie angekommen, setzte man sie in das feuchteste und ungesundeste Zimmer des ganzen Gefängnisses. Dort wurde sie von einem Gensdarmen, der sie weder bei Tage noch bei Nacht verließ, scharf bewacht.

Die Gegenstände, welche der Königin genommen, und die in ein Packet versiegelt worden waren, um, wie man ihr gesagt hatte, vor dem Tribunale geöffnet zu werden, waren eine Brieftasche, ein Taschenspiegel, ein goldener Ring mit Haaren, ein Papier, auf welchem zwei goldene Herzen nebst Anfangsbuchstaben gezeichnet waren, ein Porträt der Prinzessin von Lamballe, zwei andere weibliche Porträts, welche sie an zwei Jugendfreundinnen von Wien erinnerten, und einige symbolische Zeichen, ein frommer

Aberglaube der Madame Elisabeth, welche sich zu Gunsten ihrer Schwester dieses Talismans, eines kostbaren Verwahrungsmittels gegen das Unglück, entledigt hatte.

Ach! die armen Frauen, welche die Vorsehung machtlos sahen, hatte an den Aberglauben appellirt.

Der Tempel war dunkel, aber die Conciergerie war noch bei weitem dunkler. Der Tempel war ein Gefängniß, die Conciergerie war ein Kerker.

Man kennt diesen massiven Bau, der sich an der Ecke des Kais de l'Horloge und der Straße Barillerie erhebt, das ist die Conciergerie, das heißt das Gebäude, welches den Pförtnern des Gerichtspalastes zur Wohnung diente. Der viereckige Thurm ist derselbe, in welchem ehedem alle Lehensgebühren des Reiches entrichtet wurden; aber als die alterthümliche Wohnung der Könige jener andern ewigen Königin überlassen worden war, welche man die Gerechtigkeit nennt, so wurde die Conciergerie ein Gefängniß von dem am 23. Dezember 1392 in Bezug auf einige Bewohner von Nevers, welche darin wegen Empörung gegen ihren Bischof eingesperrt wurden, zum ersten Male die Rede ist. Mehrere Akten des vierzehnten und des fünfzehnten Jahrhunderts bestätigen die Ungesundheit dieses Gefängnisses, als im Monat August 1548 eine Art von Typhus die Gefangenen decimirte, und einen von dem Parlamente erlassenen Befehl herbeiführte, die Kerker gesünder zu machen.

Die Conciergerie ist das vorzugsweise historische Gefängniß; Gabriel von Lorges, Graf von Montgommery, wurde im Jahre 1574 in dasselbe eingesperrt; Katharine

von Medicis rächte auf diese Weise den Mord König Heinrich IV., Ravaillac kam gleichfalls in dasselbe; hierauf Cartouche, dann Damiens; seltsame Vorgänger Maria Antoinettens, welche selbst Madame Elisabeth, Bailly, Malesherbes, Madame Roland, Camille Desmoulins, Danton, André Chenier, Fabre d'Eglantine, den Girondisten, Bories und den Sergenten von La Rochelle, Louvel, Fieschi Alibaud und Meunier vorherging.

Ehedem war an diesem Orte, auf welchem sich die Conciergerie erhebt, der Boden um zehn Fuß tiefer, als er es heut zu Tage ist, die Erde, berufen, allen Stoff aufzulösen, erhebt sich, indem sie die Monumente begräbt, wie sie die Menschen begräbt. Das, was ehedem außerhalb der Erde war, ist also heut zu Tage unter der Erde; diese dunklen Gewölbe bilden Pforten, Thüren, Vorzimmer; lange Corridors öffnen sich auf der einen Seite durch Säulenhallen auf dunkle Höfe, auf der andern, indem man einige Stufen hinabgeht, auf feuchte und finstere Zellen. Der Kai, diese Chaussée, welche die Zeit erhoben hat, trennt die Conciergerie von der Seine, welche durch ihr Einsickern die Mauern der Corridors und der von Zeit zu Zeit mit weißem Schimmel oder grünem Moose befleckten Kerker glänzend macht.

Noch eine andere Verbindung ist zwischen der Conciergerie und der Seine errichtet; es ist die, welche aus den berüchtigten Verließen des Palastes nach dem Flusse führt, auf dessen Ufern man noch das Gitter sieht, durch welches man die Leichen fortschaffte, sei es nun, um sie in das Wasser zu werfen, oder um sie zu begraben; seitdem

hat der Baumeister Peyre diese Verließe in eine Wasserleitung verwandelt.

Zur Rechten, indem man eintritt, oder der abschüssigen Fläche entlang geht, die man von dem Kai aus sieht, trifft man die äußere Pforte des Gefängnisses an; ein Raum von ungefähr einem Meter trennt sie von einem Gitter, das auf eine kleine, auf einen finsteren und räucherigen großen Saal führende Treppe geht, den man die Vorkanzlei oder das freie Sprachzimmer nennt.

Es war vier Uhr Morgens, als Maria Antoinette diese Pforte überschritt, unter die Säulenhallen des Kreuzganges trat, Säulenhallen, die sich nach einem Hofe zu öffnen, welcher den Gefangenen zum Spaziergange dient. An der zweiten Thür angelangt, welche sie ganz offen erwartete, ließ man die Gefangene drei Stufen hinabgehen, und sie befand sich in einem unterirdischen Zimmer, dem der Tag sein Licht einem mit hohen Mauern umgebenen Hofe entleiht, welche aus ihm eine leere Cisterne zu machen scheinen; zur Linken, in der Mauer dieser ersten Zelle, führte eine noch niedrigere Thür als die erste, von der man aber die Eisenbeschläge und die Riegel abgenommen hätte, in eine Art von Todtengewölbe, dessen durch den Rauch der Fackeln geschwärzte, durch die Feuchtigkeit zernagte Steine den Tod auszuschwitzen schienen; ein noch schmaleres Fenster als das andere, das noch mit mehr und stärkern eisernen Stangen vergittert war, als das erste, ließ selbst an den schönsten Sommertagen ein zweifelhaftes Licht hereinfallen, welches einer Dämmerung glich.

In dem Hintergrunde dieses Gewölbes, diesem Fen-

ster gegenüber, erwartete ein elendes Bett, ein feuchtes Lager ohne Himmel, ohne Vorhänge, auf welches eine jener groben Decken geworfen war, die den Hospitälern angehören, die Tochter eines Kaisers, die Gattin eines Bourbons.

Der übrige Theil des Amöblements bestand aus einem Tische von Tannenholz, aus einer hölzernen Kiste und aus zwei Strohstühlen.

Alles das ward von einem Talglichte erleuchtet, dessen bleicher Schein sich auf den Säbeln zweier Gendarmen widerspiegelte, die in dem ersten Zimmer Wache standen, und deren Befehl war, die Gefangene selbst während der Nacht nicht aus den Augen zu verlieren.

Das für die Mauern, das für das Eisen, das für das Eichenholz; Alles Dinge, welche taub, gleichgültig und hart bei dem Schmerze bleiben; aber, dort wie in dem Tempel, wie überall, wo es menschliche Wesen gibt, dringt, Gott will es so, damit man nicht an ihm zweifele, ein Strahl der Menschlichkeit ein. Die Hand, welche man dorthin gesetzt hatte, um die Gefangene zu vernichten, unterstützte die Frau; die Königin, welche nach Verlauf von sechs Monaten Tison erweicht hatte, rührte auf den ersten Blick ihre neuen Wächter.

Die Geschichte hat den Namen dieser wackeren Leute aufbewahrt; sie nannten sich Richard.

Die Frau war königlich gesinnt, und es war dem zu Folge für sie ein unendlicher Schmerz, die Kerkermeisterin der Königin zu sein; gleich am folgenden Morgen nach der Einkerkerung Maria Antoinettens in die Conciergerie ließ

sie daher auch in ihren Kerker die Wäsche und die kleinen Möbeln bringen, welche für die nothwendigsten Bedürfnisse dienen konnten; außerdem übernahm sie es, unter dem Vorwande, daß dabei einiges Geld zu verdienen wäre, ihre Nahrung zuzubereiten; das war ein Mittel, den Kerker zu betreten, der Gefangenen ein Wort der Ermuthigung, ein Wort des Trostes, eine Nachricht aus dem Tempel zuzuflüstern, eine Echo, das aus einem Gefängnisse in einem andern Gefängnisse wiederhallten; sie übernahm es daher auch, von Madame und von Madame Elisabeth alle die kleinen Strickereien und Nadelarbeiten verlangen zu lassen, welche die Königin in dem Tempel etwa zurückgelassen hatte. Madame Elisabeth und Madame übergaben sogleich dem Boten Alles das, was sie an angefangenen Stickereien, an Baumwolle, an Faden, an Nadeln und an Haken hatten zusammenfinden können; aber unter dem Vorwande, daß die Königin aus der Wolle und der Baumwolle einen Strick flechten könnte, unter dem Vorwande, daß sie sich mit den Nadeln erdolchen könnte, wurde ihr Nichts von Alle dem übergeben.

Das sind die Sympathien, welche die Königin in dem Inneren ihres Gefängnisses fand, aber sie hatte deren auch außerhalb. Wir haben einige Seiten vorher den Chevalier von Rougeville genannt, wir haben von seiner über die Königin wachenden Ergebenheit geredet; sagen wir das, was er that oder was er zu thun versuchte.

Sein Zweck war, der Königin zur Flucht zu verhelfen; um diesen Zweck zu erreichen, verband er sich mit einer Frau, welche die Geliebte eines Municipalbeamten

war; diese Frau wurde in das Vertrauen gezogen, und versprach den Plan zu unterstützen. Eines Tages lud sie ihren Geliebten zum Mittagessen ein, und stellte ihm Rougeville als einen jungen Mann ihrer Heimath vor, welcher wegen Geldangelegenheiten einige Zeit in Paris zubringen müsse. Während des Mittagessens wurde das Gespräch vertraulich, es fiel natürlich auf die Politik; die Ereignisse des Tages hatten eine solche Wichtigkeit, daß es unmöglich war, sie nicht zu berühren; der Tod Ludwigs XVI., die Gefangenschaft Maria Antoinettens, lieferten dem falschen Provinzbewohner einen Text zu Fragen.

— Meiner Treue, sagte Rougeville, der Anblick einer, in einem Kerker der Conciergerie eingesperrten Königin von Frankreich muß ein sonderbares Schauspiel sein.

— Kennen Sie sie nicht? fragte der Municipalbeamte.

— Nein, erwiderte der Chevalier gleichgiltig.

— Wollen Sie sie sehen? antwortete der Municipalbeamte, ich kann Sie in ihr Gefängniß eintreten lassen.

Rougeville schien durchaus nicht beeilt, diese Gunst zu genießen, aber die Frau bestand so sehr und so lange darauf, daß Rougeville aus reiner Gefälligkeit darin zu willigen schien; die Stunde wurde für denselben Tag verabredet. In der Zwischenzeit ließ Rougeville unter dem Vorwande, daß es der Namenstag der Frau vom Hause wäre, einen Strauß kaufen und bot ihr denselben an; die Frau nahm artig eine Nelke davon, welche sie dem Chevalier schenkte; der Chevalier entfernte sich einen Augenblick lang, und steckte in den Kelch der Blume ein zusammengerolltes

Papier, auf welches folgende wenige Worte geschrieben standen:

„Ich habe Männer und Geld zu Ihrer Verfügung."

Gegen sechs Uhr Abends brach man nach der Conciergerie auf; die Besuche der Municipalbeamten waren etwas so Häufiges, daß die Königin, welche den Ellbogen auf einen Tisch, den Kopf auf ihre Hand gestützt, an dem Fenster saß, nicht darauf achtete; indem sie in die Beschauung des wenigen Lichts versunken war, welches ihr durch ihre eisernen Stangen zukam. Indessen bei dem absichtlichen Geräusche, das der Chevalier machte, wandte sie sich um und erkannte ihn als einen ihrer Vertheidiger der Tuilerien vom 10. August.

Der Municipalbeamte wollte die Ehren seiner Vorzeigung machen; da Rougeville schwieg, so sagte er:

— So reden Sie doch die Königin an, o! man kann mit ihr sprechen.

— Was der Teufel wollen Sie, daß ich ihr sage?

— Was Sie wollen.

— Darf ich ihr eine Blume anbieten?

— Bei Gott.

Das war Alles, was Rougeville wünschte; er zog die Nelke aus seinem Knopfloche und bot sie der Königin an, welche er durch einen Blick benachrichtigte, das zu suchen, was sie enthielte.

Als die Besucher sich entfernt, die Königin allein geblieben war, setzte sie sich in der That in eine Ecke des Kerkers, entblätterte die Blume, fand das Billet und las das, was geschrieben stand; für das Leben ihres Verthei-

digers zitternd, stach sie mit einer Nadel auf das Billet selbst eine verneinende Antwort, als einer der an der Thür des Kerkers Wache stehenden Gendarmen ungestüm eintrat und sich das Billettes bemächtigte. Daraus ging ein verdrießlicher Lärm hervor, es war dem Gendarmen nicht unlieb, sich selbst eine große Wichtigkeit zu verleihen, indem er der Verschwörung eine große Wichtigkeit verlieh, und er zeigte sie auf der Stelle der Gemeinde an; Madame Richard und ihr Sohn wurden verhaftet, und auf den Kopf Rougevilles ein Preis ausgesetzt; glücklicher Weise entfloh Rougeville.

Die, welche meinen Roman: der Chevalier von Maison Rouge gelesen haben, die, welche mein Schauspiel die Girondisten gesehen haben, werden ohne Zweifel begreifen, daß die Intrigue derselben der Thatsache entliehen ist, welche wir so eben erzählt haben; aber was sie nicht wissen können, ist die schmerzliche Anekdote, welche hier anzuführen ich meine Leser um die Erlaubniß bitte.

Der Roman: der Chevalier von Maison Rouge hatte Anfangs und ganz natürlich den Titel Chevalier von Rougeville; unter diesem Titel war er von der Demokratie Pacifique angekündigt, welche ihn herausgeben sollte, als ich eines Morgens einen in folgenden Ausdrücken abgefaßten Brief erhielt.

„Mein Herr,

„Mein Vater ist in der französischen Revolution auf eine so rasche und zu gleicher Zeit so geheimnißvolle Weise aufgetreten, daß ich, ich gestehe es Ihnen, da ich Ihre

republikanischen Grundsätze kenne, nicht ohne Besorgniß seinen Namen an der Spitze eines Romanes in vier Bänden sehe. Mit welchen Zwischenfällen werden Sie die Thatsache bekleidet haben, welche sich an seinen Namen knüpft? das ist es, was ich Sie mit einiger Besorgniß fragen möchte, obgleich ich alle die Achtung kenne, mein Herr, welche Sie für die erhabenen Gefallenen an den Tag legen, alle die Sympathien, welche Sie für die edle Aufopferung hegen.

„Wollen Sie mich gefälligst durch einige Worte beruhigen, mein Herr, ich erwarte voll Ungeduld eine Antwort auf meinen Brief.

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Marquis von Rougeville."

Man wird begreifen, daß ich mich zu antworten beeilte. Hier ist mein Brief:

„Mein Herr,

„Ich wußte nicht, daß es in unserem Frankreich noch einen Mann gab, der die Ehre hätte, sich Marquis von Rougeville zu nennen. Sie lehren mich das Bestehen dieses Mannes und die Verpflichtüngen kennen, die es mir auferlegt; obgleich mein Roman ganz zur Ehre Ihres Herrn Vaters ist, mein Herr, so hat er doch von diesem Augenblicke an aufgehört sich Chevalier von Rougeville zu nennen, um sich Chevalier von Maison Rouge zu nennen.

„Genehmigen Sie gefälligst, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung."

Kaum war ein Monat verflossen, als ich folgenden zweiten Brief erhielt:

„Mein Herr,

„Nennen Sie Ihren Roman wie Sie wollen; ich bin der letzte der Familie, und in einer Stunde schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf.

„von Rougeville.

„Kleine Straße Madame Nr. 3."

Ich machte die Schublade meines Schreibtisches auf, suchte darin den ersten Brief, verglich die Handschrift des einen mit der Handschrift des andern, es war wirklich dieselbe.

Die Handschrift war deutlich, fest, correkt, und man hätte vergebens die Spur der geringsten Gemüthsbewegung darin gesucht.

Ich hatte einige Mühe, an die Wirklichkeit eines solchen Entschlusses zu glauben, ich rief einen meiner Secretäre, und sandte ihn ab, auf der Stelle sich unter der von ihm angegebenen Adresse nach dem Befinden des Herrn von Rougeville zu erkundigen.

Er hatte sich wirklich eine Kugel durch den Kopf geschossen, aber er war nicht todt, und, ohne für sein Leben zu bürgen, hofften die Aerzte ihn zu retten.

—Sie werden sich täglich nach Herrn von Rougeville erkundigen, sagte ich zu meinem Secretär, und Sie werden mich von seinem Befinden in Kenntniß setzen.

Während zweier Tage fand eine zunehmende Besserung statt.

Am dritten Tage kehrte er zurück und meldete mir, daß Herr von Rougeville während der vorhergehenden Nacht den Verband von seiner Wunde gerissen hätte, und am Morgen am Starrkrampfe gestorben wäre.

Kommen wir auf die Königin zurück.

VIII.

Richard durch Bault in der Conciergerie ersetzt. — Die Blumen und die Früchte. — Die Reliquien. — Die Haare der Königin. — Die geweißten Wände. — Die baumwollene Decke. — Die Haarlocke. — Das Strumpfband. — Fouquier Thinville. — Chauveau-Lagarde und Tronchon Ducoudray. — Die Königin vor dem Revolutionstribunale. — Die Richter und der Präsident. — Der Anklageakt, das Verhör. — Empörung der Königin. — Die vier Fragen. — Das Todesurtheil. — Der Wartesaal. — Brief der Königin. — Die drei Beichtväter zurückgewiesen. — Das Beharren des Letzten. — Hoffnung der Königin. — Das weiße Kleid und die letzte Toilette. — Muth der Königin. — Rufe des Volkes. — Der Karren. — Assomption. — Der heimliche Segen. — Das Schaffot und Sanson. — Letzte Worte der Königin. — Man zeigt dem Volke ihren Kopf. — Der 16. Oktober 1793.

Richard und seine Frau, beargwöhnt, die Mitschuldigen Rougeville's zu sein, hatten, wie wir gesagt haben, ihre

Stelle verloren: es handelte sich darum, Jemand für diesen wichtigen Posten zu ernennen, und man dachte an den schändlichen Simon, als zwei ehemalige Pförtner von la Force, Madame Bault und ihr Gatte, sich so dringend bewarben, daß sie dahin gelangten, die Stelle Richards zu ersetzen. Ehedem hatte die Königin sie beschützt und in dem Augenblicke, wo sie noch die armen Beschützer beweinte, welche sie verloren hatte, sah sie plötzlich, ohne daß sie Anfangs daran zu glauben vermochte, befreundete Gesichter erscheinen.

Die Gemeinde hatte den Befehl gegeben, die Königin auf die gewöhnliche Gefangenkost zu setzen, das heißt auf schwarzes Brod und Wasser; das Seinewasser bekam der Königin schlecht, und seit langer Zeit suchte sie darum nach, Trinkwasser von Arceuil zu erhalten, an das sie gewöhnt war; Madame Bault ließ heimlich Wasser von Arceuil kommen, und bereitete selbst ihre Nahrungsmittel zu; dann kam nach dem Nothwendigen der Luxus; die Blumen- und die Früchtehändlerinnen der Halle, ehemalige Lieferanten des königlichen Hofstaates, brachten Melonen, Trauben, Pfirsiche, und sogar Sträuße, welche der Pförtner auf Gefahr seines Kopfes der Gefangenen zukommen ließ.

Das war sehr vermessen, und eines Tages wäre diese Vermessenheit beinahe bestraft worden; die Verwalter der Polizei bemerkten, daß man, um die Feuchtigkeit abzuhalten, einen alten Teppich zwischen dem Bette und der Wand aufgespannt hatte, eine Aufmerksamkeit, welche, wie sie sagten, ganz nach dem Hofmanne röche.

Bault antwortete, daß es geschähe, um die Klagen der

Königin zu dämpfen, welche von den anderen Gefangenen gehört werden könnten.

Man begnügte sich mit dieser Entschuldigung.

Die Königin hatte nur zwei Kleider, ein weißes und ein schwarzes, die Feuchtigkeit ließ sie in Fetzen zerfallen; drei Hemden, die einzigen, welche sie besaß, und ihre Strümpfe und ihre von Wasser durchnäßten Schuhe waren so weit gekommen, Dienstes unfähig zu sein; die Tochter der Madame Bault ließ der Königin andere Strümpfe, andere Hemden und andere Schuhe zukommen, und vertheilte wie Reliquien diese abgelegten Sachen, welche das Unglück und das Gefängniß geheiligt hatten; aber was die Königin nicht zu ersetzen vermochte, das waren ihre schönen, bereits in Varennes halb gebleichten blonden Haare, und die weiß wurden und ausfielen, wie bei dem Herannahen des Absterbens eines Baumes das Laub, das seine Haare ausmacht, verwelkt und abfällt.

Dann hatte die Königin vermittelst einer weniger thätigen Aufsicht, einem Nachlassen der Strenge ihrer beiden Gendarmen, eine andere Zerstreuung, sie schrieb mit Hülfe einer Nadel an die geschwärzte Wand. Wie man weiß, ist es eine der ersten Tröstungen der Gefangenen, an den Wänden der Kerker, die sie bewohnt haben, die Spur ihres Schmerzes oder ihrer Ergebung zurückzulassen. Was die Königin in denen zurückließ, welche nach ihr den Kerker bewohnen würden, waren einige Stellen aus den Psalmen und aus dem Evangelium. Einige Verse deutscher und italienischer Dichter; Alles das war schwermüthig, traurig, aber ergeben. Eines Tages wollte ein gerührter

Commissär sie abschreiben, seine Collegen ließen auf der Stelle die Wand mit Kalk weißen. Das letzte Stöhnen war verdammt, mit dem Hauche zu erlöschen, das Echo mit der Stimme zu sterben.

Die schweren Decken des Gefängnisses erstickten die Königin in ihrem Schlummer, sie wünschte eine leichtere Decke, eine Decke von Baumwolle. Bault hatte die Unvorsichtigkeit, dieses Verlangen dem Generalprocurator der Gemeinde mitzutheilen, welcher darüber vor Grauen schauderte.

—Was wagst Du da zu verlangen? rief er aus, eine baumwollene Decke für die Wittwe Capet; Du verdientest zur Guillotine geschickt zu werden.

Die Königin war unendlich dankbar für alle die Aufmerksamkeiten, welche diese wackeren Leute für sie hatten. Eines Tages versuchte sie verstohlen Bault eine in einem Paar Handschuh versteckte Haarlocke in die Hand zu drücken.

Die Gendarmen überraschten die Bewegung, bemächtigten sich der Handschuhe und der Haare, und übergaben sie Fouquier Thinville.

Diese Handschuhe und diese Haare waren für ihre Kinder bestimmt; die geringste von ihnen kommende Sache hätte ihr so kostbar geschienen, daß sie ihnen dasselbe Glück, welches sie gehabt hätte zu empfangen, hätte gewähren mögen, indem sie gab; nun fing sie eines jener Werke der Geduld an, wie die Gefangenen allein den Muth haben deren auszuführen; sie zupfte den alten, neben ihrem Bette ausgespannten Teppich aus, und mit Hülfe zweier Zahn-

stocher von Elfenbein strickte sie ein Strumpfband, das sie zu ihren Füßen fallen ließ, als es fertig war. Bault ließ seiner Seits aus Versehen sein Taschentuch fallen; das Taschentuch fiel auf das Strumpfband, und indem er das eine aufraffte, raffte er das andere mit auf.

So verflossen die Tage, ohne Zweifel weit länger für die Gefangenen, aber dennoch flüchtig für sie wie für die Auserkorenen des Glückes. Der 13. Oktober kam herbei, und Fouquier Thinville mit ihm.

Er hatte Maria Antoinette ihren Anklageakt mittheilen lassen.

Sie hörte ihn ernst und geringschätzend an; man stellte sie endlich dem Tode gegenüber, und sie wurde wieder eben so stark als ihre Peiniger.

Zwei Advokaten hatten um die Ehre nachgesucht, sie zu vertheidigen. Alle beide jung, voll großmüthiger Gefühle, wollten sie ihren Namen, ihre Leben und vielleicht ihren Tod an dem Proceß der Königin knüpfen; diese erhabenen, großem Unglücke angebotenen Aufopferungen sind ein Paß für die Zukunft.

Diese beiden Vertheidiger waren die Herrn Chauveau-Lagarde und Tronchon-Ducoudray.

Nach der Vorlesung des Anklageaktes allein geblieben, entwarf die Königin als Antwort einige Worte auf diesen Akt. Sie hoffte nicht auf ihre Rettung, nur wollte sie, daß gewisse Beschuldigungen nicht beständen, ohne widerlegt zu sein.

Am folgenden Morgen meldete man ihr, daß man sie erwarte, um sie nach dem Revolutionstribunale zu

führen; sie konnte in ihre Lumpen gehüllt dorthin gehen, sie konnte die Republik, Frankreich, die Franzosen über das Elend erröthen lassen, in welches sie die versinken ließen, welche ihre Königin gewesen war.

Sie hatte die Würde, eine solche Rache nicht zu suchen.

Sie kleidete sich im Gegentheile so gut als sie es vermochte, ließ sich von der Tochter Bault frisiren, und antwortete nach Verlauf von zehn Minuten, daß sie bereit wäre.

Man machte die Thüren auf; eine doppelte Reihe von Gendarmen erstreckte sich von ihrem Kerker bis nach dem Gerichtssaale; hinter diesen Gendarmen war das Volk aufgehäuft, welches sie mit den glühenden Augen der Rache, die befriedigt werden soll, vorüberkommen sah. Sie trat mit jenem Schritte in den Saal, von dem Virgil spricht, und der die Königin oder die Göttin verräth.

Auf der Bank der Angeklagten sitzend, überragte sie die Zuschauer; der Zufall wollte, daß sie bis zu dem letzten Augenblicke weit erhabener war als die, welche sie stürzten.

Die Richter waren Hermann, Foucault, Sellier, Coffinhal, Deliége, Ragmay, Maire, Denisot und Masson.

Hermann war der Präsident. Der Gerichtshof ließ der Menge alle die nothwendige Zeit, dieses große Unglück, diese höchste Erniedrigung zu betrachten, hierauf begann der Präsident das Verhör:

—Welches ist Ihr Name? fragte er.

—Ich nenne mich Maria Antoinette von Lothringen-Oesterreich, antwortete die Königin.

—Ihr Stand?

— Wittwe Ludwigs, vormaligen Königs der Franzosen.

— Ihr Alter?

— Sieben und dreißig Jahre.

Der Gerichtschreiber las den Anklageakt vor, der zu lang ist, als daß wir ihn hier wiedergeben.

Er enthielt zugleich eine Darstellung der Verbrechen, welche man Katharine von Medicis und Margarethen von Burgund hätte vorwerfen können.

Die Königin hörte die Herzählung dieser Verbrechen ohne Erstaunen, ohne Gemüthsbewegung, wie eine Frau an, die daran gewöhnt ist, sich solche Schändlichkeit sagen zu lassen; sei es nun Ergebung, sei es Gleichgültigkeit, oder daß ihre Seele bereits durch den Gedanken die Erde verlassen hatte, sie hatte das Ansehen, noch zu hören, aber nicht mehr zu verstehen, und während der ganzen Zeit, welche das Vorlesen dieses Aktes dauerte, spielte ihre zerstreute Hand auf der Lehne des eisernen Sessels, wie es die einer Pianospielerin auf den Tasten eines Claviers gemacht hätte.

Als das Vorlesen des Anklageaktes beendigt war, fand die Vernehmung der Zeugen statt; einige dieser Zeugen fingen an in den Zustand der Angeklagten überzugehen: — Manuel, Bailly, waren das, was man erwarten mußte, das sie wären; die Königin zeigte sich ihrer Seits herrlich an Vergessen oder an Selbstverleugnung, sie belastete nicht, klagte Niemand an, indem sie einfach antwortete: — Ich weiß nicht, oder ich kenne das nicht.

Nur jedes Mal, wo in diesem Anklageakte der Name

der Frau von Polignac oder der Prinzessin von Lamballe, ihrer beiden Herzensfreundinnen, wieder vorkamen, verschleierte sich ihr Gesicht oder benetzten sich ihre Augen.

Ein einziger Schrei drang ihr aus dem Herzen, das war, als man ihr die von ihrem eigenen Kinde gegen sie gerichtete Anklage vorlas. Das war, als man sie gegen den Dauphin jenes Verbrechens anklagte, dessen Sueton Agrippina gegen Nero anklagt. O! da fuhr ein Schauder über ihren ganzen Körper; sie stand bleich, fast drohend auf.

— O! rief sie aus, indem sie sich nach den Frauen umwandte, welche dem Processe beiwohnten, o! ich appellire darüber an alle Mütter!

Und ein Ausruf des Abscheues erhob sich unter den Zuhörern, um auf die abscheuliche Anklage Heberts zu antworten.

Es versteht sich von selbst, daß sie verurtheilt wurde.

Hier sind die von dem Gerichtshofe gestellte Fragen.

1) Ist es erwiesen, daß Umtriebe und Einverständnisse mit den auswärtigen Mächten und anderen äußeren Feinden der Republik bestanden haben; indem genannte Umtriebe und Einverständnisse darnach strebten, ihnen Unterstützungen an Geld zu liefern, ihnen das Betreten des französischen Gebietes zu gewähren und auf ihm die Fortschritte ihrer Waffen zu erleichtern?

2) Ist Maria Antoinette von Oesterreich, Wittwe Ludwig Capets, überführt, zu diesen Umtrieben beigetragen und diese Einverständnisse unterhalten zu haben?

3) Ist es erwiesen, daß ein Complot und eine Ver-

schwörung bestanden haben, welche darnach strebten, den Bürgerkrieg in dem Innern der Republik anzufachen?

4) Ist Maria Antoinette von Oesterreich, Wittwe Ludwig Capets, überführt, an dem Complotte und an dieser Verschwörung Theil genommen zu haben?

Nach einer Stunde der Berathung kehrten die Geschwornen in den Gerichtssaal zurück, und sprachen über alle Fragen bejahend aus.

Nun sprach der Präsident, indem er sich an die Zuhörer wandte, folgende Worte aus:

„Wenn die Bürger, welche das Auditorium erfüllen, nicht freie Menschen, und aus diesem Grunde fähig wären, die ganze Würde ihres Wesens zu fühlen, so müßte ich sie vielleicht daran erinnern, daß in dem Augenblicke, wo die Gerechtigkeit der Nation sich aussprechen wird, das Gesetz, die Vernunft, die Moralität ihnen die größte Ruhe gebieten; daß das Gesetz ihnen jedes Zeichen der Billigung verbietet, und daß eine Person, mit welchem Verbrechen sie auch belastet sein möge, sobald sie einmal von dem Gesetze getroffen ist, nur noch dem Unglücke und der Menschlichkeit angehört."

Nun wurde die Königin, welche aus dem Saale geführt worden war, von Neuem eingeführt um ihr Urtheil zu hören, was ihr in folgenden Ausdrücken angezeigt wurde:

„Der Gerichtshof, nach der einstimmigen Erklärung der Geschwornen, indem er dem Antrage des öffentlichen Anklägers Recht widerfahren läßt, verurtheilt nach den von ihm angeführten Gesetzen genannte Maria Antoinette,

genannt von Lothringen-Oesterreich, Wittwe Ludwig Capets, zur Todesstrafe; erklärt gemäß dem Gesetze vom letzten 10. März ihre Güter, wenn sie irgend welche auf dem französischen Gebiete hat, zu Gunsten der Republik erlangt und eingezogen; verordnet, daß auf sein Verlangen das gegenwärtige Decret auf dem Revolutionsplatze vollstreckt und auf dem ganzen Gebiete der Republik angeschlagen werden wird."

Sie hörte das Urtheil ruhig, fast gefühllos an, ohne ein einziges Wort auszusprechen, ohne die Augen gen Himmel zu erheben, ohne sie zur Erde niederzuschlagen.

Der Präsident fragte sie, ob sie einige Bemerkungen gegen die Todesstrafe zu machen hätte. Sie schüttelte den Kopf und that einige Schritte auf die Thür zu, wie als ob sie sich nach dem Schaffotte gesehnt hätte.

In der That, zwischen ihr und dem Schaffotte blieb nur noch jener kurze Ruhepunkt übrig, den gewöhnlich die Verurtheilten in jenem Zimmer des Revolutionsplatzes machten, das man den Saal der Todten nannte.

Das Volk klatschte bei dieser Verurtheilung, welche eine gehaßte Frau, eine verabscheute Königin unter ihre Füße brachte, auf eine rasende Weise Beifall. Diese Beifallsbezeigungen verfolgten die Verurtheilte bis in den Saal der Todten.

Dort angelangt, schrieb sie bei dem ersten Grauen ihres letzten Tages, das durch einen dichten Oktobernebel zu dringen begann, folgenden Brief, der nicht an seine Adresse, sondern an Fouquier Thinville übergeben wurde, der ihn Couthon übergab, in dessen Papieren man ihn

fand, als sie alle beide nach ihrer Reihe zu der gegangen waren, welche sie verurtheilt hatten.

„Am 13. Oktober, um fünf Uhr Morgens.

„An Sie ist es, meine Schwester, an welche ich zum letzten Male schreibe. Ich bin so eben, nicht zu einem schimpflichen Tode, er ist nur für die Verbrecher, sondern dazu verurtheilt worden, zu ihrem Bruder zu gehen. Ich hoffe dieselbe Festigkeit als er zu zeigen. Ich fühle ein unendliches Bedauern, meine armen Kinder zu verlassen; Sie wissen, daß ich nur für diese und für Sie lebte. Ihre Freundschaft hat Alles geopfert, um bei uns zu bleiben; in welcher Lage lasse ich Sie zurück! Ich habe durch die Reden des Processes selbst erfahren, daß meine Tochter von Ihnen getrennt ist. Ach! das arme Kind, ich wage nicht ihr zu schreiben, sie würde meinen Brief nicht erhalten; ich weiß nicht einmal, ob dieser Brief Ihnen zukommen wird. Empfangen Sie für sie beide meinen Segen. Ich hoffe, daß sie eines Tages, wenn sie weit erwachsener sind, sich mit Ihnen wieder werden vereinigen und in Freiheit Ihre liebevolle Pflege genießen können. Mögen sie alle beide an das denken, was ich nicht aufgehört habe ihnen einzuflößen, möge ihre Freundschaft und ihr gegenseitiges Vertrauen ihr Glück ausmachen; möge meine Tochter fühlen, daß sie in dem Alter, in welchem sie ist, immer ihrem Bruder durch ihren Rath beistehen muß, welchen die Erfahrung, die sie mehr als er hat, und ihre Freundschaft ihr einflößen könnte. Mögen sie endlich alle beide fühlen, daß, in welcher Lage sie sich auch befinden möchten, sie nur durch ihre Einigkeit wahrhaft glück-

lich sein werden; mögen sie ein Beispiel an uns nehmen. Wie viel Trost hatte uns in unserem Unglücke unsere Freundschaft gewährt, und in dem Glücke genießt man doppelt, wenn man es mit einem Freunde theilen kann; wo einen zärtlicheren, einen geliebteren finden, als in seiner eigenen Familie. Möge mein Sohn niemals die letzten Worte seines Vaters vergessen, die ich ihm ausdrücklich wiederhole: daß er niemals unseren Tod zu rächen suche.

„Ich habe Ihnen von etwas zu sprechen, das meinem Herzen sehr schmerzlich ist, ich weiß, welchen Kummer dieses Kind Ihnen kann bereitet haben. Verzeihen Sie ihm, meine theure Schwester, bedenken Sie das Alter, welches er hat, und wie leicht es ist, einem Kinde das sagen zu lassen, was man will, und selbst das, was es nicht versteht. Hoffentlich wird ein Tag kommen, an welchem er nur um so mehr den Werth aller Ihrer Güte und Ihrer Zärtlichkeit für alle beide fühlen wird. Es bleibt mir noch übrig, Ihnen meine letzten Gedanken anzuvertrauen. Ich hätte sie Ihnen von dem Anfange des Processes an schreiben mögen, aber außerdem, daß man mich nicht schreiben ließ, ist der Gang desselben so rasch gewesen, daß ich wirklich nicht Zeit dazu gehabt hätte. Ich sterbe in der katholischen, apostolischen und römischen Religion; in der meiner Brüder, in der, in welcher ich erzogen worden bin, und zu der ich mich immer bekannt habe; da ich keinen geistigen Trost zu erwarten habe, da ich nicht weiß, ob es noch Priester dieser Religion gibt, und da sogar der Ort, an welchem ich mich befinde, Sie zu sehr gefährden würde,

wenn sie ihn einmal beträten, so bitte ich Gott aufrichtig für alle die Fehltritte um Verzeihung, welche ich etwa begangen habe, seitdem ich auf der Welt bin. Ich hoffe, daß er nach seiner Güte, nach seiner Barmherzigkeit meine Seele aufnehmen wird; ich verzeihe allen meinen Feinden das Böse, das sie mir zugefügt haben. Ich bitte alle die, welche ich kenne und Sie, meine Schwester insbesondere, wegen des Kummers um Verzeihung, den ich, ohne es zu wollen, Ihnen etwa verursacht habe. Ich sage meinen Tanten und allen meinen Brüdern und Schwestern Lebewohl. Ich hatte Freunde; der Gedanke, für immer von ihnen getrennt zu sein und an ihre Leiden sind eine der größten Betrübnisse, welche ich sterbend mit mir nehme; mögen sie wenigstens wissen, daß ich bis zu meinem letzten Augenblicke an sie gedacht habe. Leben Sie wohl, meine gute und geliebte Schwester, möchte dieser Brief Ihnen zukommen, denken Sie immer an mich. Ich umarme Sie von ganzem Herzen, so wie diese armen und theuren Kinder. Mein Gott! wie herzzerreißend es ist, sie für immer zu verlassen! Leben Sie wohl! leben Sie wohl! ich darf mich nur noch mit meinen geistigen Pflichten beschäftigen; da ich in meinen Handlungen nicht frei bin, so wird man mir vielleicht einen Priester zuführen, aber ich betheure hier, daß ich ihm kein Wort sagen, und daß ich ihn wie ein gänzlich fremdes Wesen behandeln werde."

Bault war da und erwartete diesen Brief; als der Brief beendigt, küßte die Königin jede Seite davon, faltete ihn zusammen, ohne ihn zu versiegeln, und übergab ihm denselben.

Aber Bault war selbst, wie wir gesagt haben, genöthigt, ihn Fouquier Thinville zu übergeben.

Man sieht, daß die Königin im Voraus den Entschluß gefaßt hatte, jeden beeidigten Priester zurückzuweisen, der bei ihr erscheinen würde. Der Bischof von Paris, Gobel, sandte ihr nach einander drei.

Der eine war der constitutionelle Pfarrer von Saint-Landry, Namens Girard.

Der zweite der Abbé Lambert, einer der Vicare des Bisthums von Paris.

Der dritte ein halb deutscher, halb französischer Priester, Namens Lothringer.

Der Abbé Girard erschien zuerst; die Königin empfing ihn mehr als kalt.

—Ich danke Ihnen, sagte sie zu ihm, aber meine Religion verbietet mir, die Verzeihung des Herrn von einer anderen Religion, als der römischen Religion zu empfangen. Ich bedürfte ihrer indessen sehr, fügte sie hinzu, wie als ob sie mit sich selbst spräche, denn ich bin eine große Sünderin; glücklicher Weise werde ich ein großes Sakrament empfangen.

—Ja, das Märthyrerthum, sagte der gute Pfarrer leise und indem er sich verneigte.

Da er seinen Dekan und seinen Vorgesetzten abweisen sah, so redete der Abbé Lambert nicht einmal die Königin an; er hielt sich in der Entfernung, und folgte, wie dieser mit Thränen in den Augen, dem Abbé Girard, welcher sich zurückzog.

Was den Abbé Lothringer anbetrifft, so verwandte

er eine gewissenhafte Hartnäckigkeit darauf, deren Beharrlichkeit fast die letzten Augenblicke der Königin trübte. Vergebens weigerte sie sich, er blieb; vergebens sagte sie ihm, daß sie ihren Trost aus sich selbst zu schöpfen wünschte; er wollte sie wider ihren Willen trösten.

Was die Königin so fest in ihren Weigerungen machte, war eine von Madame Elisabeth eingeflößte Hoffnung; Madame Elisabeth hatte ihr die Nummer und das Stockwerk eines Hauses der Straße Saint-Honoré angedeutet, vor welchem die Verurtheilten vorüberkamen, um sich nach dem Revolutionsplatze zu begeben, und in diesem Hause, auf dem angedeuteten Stockwerke, würde sich an dem Tage der Hinrichtung, in dem Augenblicke des Vorüberkommens, ein Priester befinden, um auf ihr Haupt jene Absolution in extremis fallen zu lassen, für welche die Kirche alle ihre Gewalten ihren geringsten Dienern übergeben hat.

Die Königin hatte das schwarze Kleid der Wittwe ausgezogen, um das weiße Kleid der Märthyrerin anzulegen; die Tochter des Pförtners Bault hatte ihr beim Ankleiden geholfen, und hatte ihr das schönste ihrer drei Hemden angezogen, das, an welchem sich Spitzen befanden; hierauf frisirte sie dieselbe, verbarg ihre gebleichten Haare in einer weißen, durch ein schwarzes Band zusammengezogenen Haube, und bedeckte ihre abgemagerten Schultern mit einem, wie die übrige Kleidung, weißen Halstuche.

Um eilf Uhr traten die Gendarmen und die Scharfrichter in das Zimmer der Todten, die Königin sah sie ohne zu erbleichen auf sich zukommen; jedes Gefühl der Furcht war bei der Verurtheilten erloschen; statt es zu

fürchten, schien sie sich im Gegentheile nach dem Schaffotte zu sehnen.

Sie saß auf einer Bank, den Kopf an die Wand gelehnt; sie stand auf, umarmte die Tochter des Pförtners, schnitt sich selbst die Haare ab, ließ sich ohne Klagen oder Murren die Hände binden, und folgte ihren schrecklichen Führern festen Schrittes.

Nur, als sie von der Treppe in den Hof ging und die Augen um sich warf, und den Karren der Verurtheilten erblickte, welcher sie und ihre Gefährten der Hinrichtung erwartete, blieb sie stehen und machte eine Bewegung, um zurückzukehren, und zu gleicher Zeit trat ein Ausdruck des Erstaunens, mehr als des Erstaunens, des Schauders auf ihr Gesicht.

Sie hatte bis zu dieser letzten Stunde geglaubt, daß sie in einem verschlossenen Wagen auf das Schaffot geführt werden würde, wie man die Scham gehabt hatte, es für den König zu thun, aber, wie man sieht, war die Gleichheit vor dem Tode für sie bis auf die letzten Schranken getrieben worden.

Kaum erschien sie, als dieses ganze, auf den Kais und auf den Brücken aufgehäufte Volk wie ein hohles Meer wogte; dann erschallten aus allen diesen gehässigen Herzen voller Vorwürfe und Galle die Rufe: Nieder mit der Oesterreicherin! zum Tode mit der Wittwe Capet! zum Tode Madame Veto! zum Tode die Tyrannei!

Man glaubte einen Augenblick lang, so dicht gedrängt war die Menge, daß der Karren nicht würde durchfahren

können; aber der Schauspieler Grammont setzte sich an die Spitze des Zuges, und indem er seinen bloßen Säbel schwenkte, beseitigte er die Menge mit der Brust seines Pferdes.

Aber bald erstarben alle diese Rufe unter dem kalten und finsteren Blicke der Verurtheilten; der Kampf hatte zehn Minuten gedauert; während dieser zehn Minuten hatten ihre Purpurroth gewordenen, dann erbleichenden Wangen den entsetzlichen Kampf angedeutet, der in ihrem Innern vorging; endlich, nachdem sie sich selbst besiegt hatte, hatte sie die Zuschauer besiegt.

In der That, niemals flößte ein Gesicht auf kräftigere Weise Achtung ein. Niemals war Maria Antoinette erhabener und mehr Königin gewesen. Gleichgültig gegen die Ermahnungen des Abbés, der sie wider ihren Willen begleitet hatte, schwankte ihre Stirn weder zur Rechten noch zur Linken; der in der Tiefe ihres Kopfes lebendige Gedanke schien unwandelbar wie ihr Blick. Die stoßende Bewegung des Karrens auf dem ungleichen Pflaster ließ gerade durch ihre Heftigkeit die Starrheit ihrer Haltung hervortreten. Man hätte sagen können, daß es eine für ein Grab bestimmte Marmorstatüe wäre, die auf einem Karren gefahren wurde. Nur hatte die königliche Statüe ein lichtvolles Auge, und ihre von dem Wind bewegten Haare peitschten ihre Wangen.

Inzwischen bei der Ankunft in der Nähe der Kirche Assomption verschwand diese Starrheit. Die Augen der Königin erhoben sich, und schienen voller Besorgniß

einen unbekannten Gegenstand zu suchen. Die Zuschauer, welche nicht wußten, was ihre Augen suchten, glaubten, daß sie einen Augenblick lang durch die wallenden Fahnen, durch die entfalteten Wimpel zerstreut wäre, welche fast alle Fenster der Straße Saint-Honoré schmückten. Aber Gott allein, die Königin und ein an dem Fenster des dritten Stockwerkes stehender Mann wußten, was ihre Augen suchten.

Ihre Augen suchten die Nummer des von Madame Elisabeth angedeuteten Hauses, und in diesem Hause den Priester, welcher die Worte des Segens auf sie herabfallen lassen sollte. Sie fand die Nummer, und auf ein für sie allein gemachtes Zeichen erkannte sie den Priester.

Nun schloß sie die Augen, senkte die Stirn, sammelte sich und betete.

Hierauf erhob sie ihren mit einer Strahlenkrone der Freude umgebenen Kopf wieder, was die in Erstaunen versetzte, welche diese Verklärung in ihr hatten vor sich gehen sehen, von der sie die Ursache nicht errathen konnten.

Der Karren fuhr inzwischen weiter.

Als er auf dem Richtplatze ankam, hielt er gerade der großen Allee gegenüber, welche von der Drehbrücke nach den Tuilerien führt. Sie wandte den Kopf nach ihrem ehemaligen Palaste um, einige Thränen rollten über ihre Wangen. Das geschah ohne Zweifel nicht aus Bedauern; sie hatte ihn nur betreten, um zu leiden.

Benachrichtigt, daß sie das Schaffot besteigen müßte, stieg die Königin auf der Stelle, aber mit Vorsicht, die drei Stufen des Wagentrittes hinab.

Sie ward von Sanson unterstützt, welcher bei der Vollziehung des Werkes, zu dem er selbst verdammt war, ihr bis zu dem letzten Augenblicke die größten Rücksichten bezeigte.

Einige Schritte genügten ihr, um von dem Karren nach dem Schaffotte zu gehen; sie that sie weder mit Uebereilung, noch mit Langsamkeit, indem sie ihren gewöhnlichen Gang behielt, hierauf erstieg sie voll Majestät die grausigen Stufen, welche sich vor ihr befanden. Die Königin erreichte die Höhe; der Priester fuhr fort, sie anzureden, ohne daß sie auf ihn hörte; ein Gehülfe schob sie sanft von hinten, ein zweiter knüpfte das Halstuch auf, das ihre Schultern bedeckte.

Maria Antoinette fühlte die ehrlose Hand, welche ihren Hals berührte; sie machte eine ungestüme Bewegung, um sich umzuwenden und trat Sanson auf den Fuß, der, ohne daß sie es sah, damit beschäftigt war, das unglückselige Fallbret vorzubereiten.

— Verzeihung mein Herr, sagte sie zu ihm, ich habe es nicht absichtlich gethan.

Indem sie sich hierauf nach der Seite des Tempels umwandte, fügte sie hinzu:

— Noch ein Mal, lebt wohl! meine Kinder, ich gehe zu Eurem Vater.

Das waren die letzten Worte, welche Maria Antoinette aussprach.

Es schlug ein Viertel auf Eins an der Uhr der Tuilerien, als das Beil fiel und den Kopf von dem Körper trennte.

Der Knecht des Scharfrichters raffte diesen Kopf auf, und indem er ihn dem Volke zeigte, machte er die Runde des Schaffottes.

So starb am 16. Oktober 1793 Maria Antoinette Johanna Josephine von Lothringen, die Tochter eines Kaisers und die Wittwe eines Königs. Sie war sieben und dreißig Jahre und eilf Monate alt, und hatte drei und zwanzig Jahre in Frankreich gelebt.

Der Sarg, in welchem sie begraben wurde, kostete sieben Franken, nach Ausweis der Bücher der Magdalenenkirche.

IX.

Die letzten Gäste des Tempels. — Die vierstündige Durchsuchung. — Kindische Plackereien. — Auszüge aus den Berathungen des allgemeinen Rathes. — Der goldene Fingerhut. — Die verweigerte Verbindung. — Der Kräutertrank. — Zwei Fleischbrühen. — Die Gleichheit der Tage. — Das falsche Geld. — Das Trictrac. — Die Fastenspeise der Madame Elisabeth. — Die Trennung von Madame Elisabeth und Madame. — Der 10. Mai 1794. — Verhör der Madame Elisabeth von Fouquier Thinville. — Die Anklagepunkte. — Der 10. August, die Diamanten, Briefwechsel u. s. w.

Da wir, indem wir die Ereignisse bei Seite ließen, welche sich außerhalb des Tempels zutrugen, den Katastrophen König Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens gefolgt sind, so wollen wir dieses traurige Gefängniß erst verlassen, nachdem wir mit seinen erlauchten Gefangenen geendigt haben.

Als die Königin aus dem Tempel in die Conciergerie und aus der Conciergerie auf das Schaffot geführt war, blieben in dem Tempel nur noch Madame Elisabeth, Madame und der junge Dauphin.

Madame Elisabeth und Madame wohnten bei einander; der junge Dauphin bewohnte unter ihrer Wohnung das Zimmer Simons.

Die beiden Prinzessinnen wußten die Katastrophe des 16. Oktobers nicht. Einige verstohlene aufgefangen Worte, einiges unbestimmte, von der Straße kommende Getöse genügten, um Madame Elisabeth aufzuklären, welche außerdem, so nahe, nach ihrer Reihe Märtyrerin zu werden vielleicht bereits das unmittelbare Bewußtsein einer Heiligen hatte. Sie verbarg ihrer Nichte so lange, als sie es vermochte die Wahrheit. Die Nachricht von dem Tode des Herzogs von Orleans, welche die beiden Prinzessinnen durch die Rufe der Zeitungsträger erfuhren, war die einzige bestimmte Neuigkeit, welche in dem ganzen Laufe des Winters zu ihnen gelangte.

Der Tod des Königs und der Königin war indessen weit davon entfernt, die Lage der Prinzessinnen und des jungen Prinzen zu erleichtern, wie man es hätte denken können. Mit jedem Augenblicke folgten sich die Besuche der Municipalbeamten, die Nachsuchungen wurden immer roher und strenger; diese Nachsuchungen waren auf drei täglich festgesetzt, und eine dieser von betrunkenen Municipalbeamten angestellte Nachsuchung dauerte von vier Uhr Nachmittags bis um halb neun Uhr Abends. Während dieser vier Stunden waren die beiden Prinzessinnen, die

eine noch schön, die andere bereits schön, den rohesten Aeußerungen, den unzüchtigsten Berührungen ausgesetzt. Trotz der Strenge und der Länge dieser Untersuchung hatte sie nur ein Spiel Karten mit Königen und Königinnen zum Resultate, was freilich sehr strafbar war, und ein Buch mit auf den Einband gedrucktem Wappen.

Will man durch den Auszug aus den Büchern der Berathungen des allgemeinen Rathes sehen, zu welchem Grade kindischer Plackereien man gegen die armen Frauen gelangt war?

Man hat nur die folgenden Auszüge zu lesen:

Sitzung des 24. Pluviôse des Jahres II.

„Ein Verwalter der Polizei, welcher gestern den Dienst hatte, hinterlegt auf dem Büreau einen goldenen Fingerhut, der ihm von Elisabeth übergeben worden ist, um einen andern, welcher Art es dem Rathe gefällig wäre, dafür zu erhalten, indem sie bemerkt daß der, welchen sie übergibt, durchlöchert ist.

„Der Rath bescheinigt dem Bürger Verwalter die Hinterlegung, welche er gemacht hat, und beschließt, daß ein anderer Fingerhut von Kupfer oder von Elfenbein gegeben, und daß der goldene Fingerhut zum Nutzen der Armen verkauft werden soll."

Sitzung vom 8. Germinal des Jahres II.

„Der Gerichtsschreiber meldet dem Rathe, daß er in Ausführung eines seiner vorhergehenden Beschlüsse zwei Fingerhüte von Elfenbein für die Gefangenen des Tempels gekauft hat; er fügte hinzu, daß er morgen den goldenen Fingerhut auf die Münze tragen wird, damit der

Ertrag davon nach den Befehlen des Rathes vertheilt werden wird.

„Der allgemeine Rath bescheinigt dem Gerichtsschreiber die Erklärung.“

Madam Elisabeth hatte seit drei Jahren eine Fontanelle am Arm, und trotz ihrer Forderungen, trotz den Zeugnissen des Arztes, welche bestätigten, daß diese Fontanelle unerläßlich für ihre Gesundheit wäre, verweigerte man ihr lange das, was sie nöthig hatte, um sie zu pflegen. Endlich ließ eines Tages ein Municipalbeamter, über diese Unmenschlichkeit empört, wie für sich und für sein Geld, die für diesen Verband nothwendigen Gegenstände aus der benachbarten Apotheke holen.

Was Madame anbelangt, welche an Kräutertränke des Morgens gewöhnt war, so mußte sie dieselbe entbehren, da diese Ausgabe als unnöthig angesehen worden war.

Das ist nicht Alles; Madame trank täglich zwei Fleischbrühen; das war ein letzter Luxus, den man der erlauchten Gefangenen wohl lassen konnte; aber man fand, daß von solchen Verschwendungen der Ruin der Republik herrühre, und in der Sitzung vom 9. Pluviôse des Jahres II. erschien folgender Beschluß der Gemeinde:

„Der Rath des Tempels theilt mit, daß der Bürger Langlois eine Flasche gebracht hat, welche ohngefähr einen halben Schoppen enthielt, und die mit einem Petschaft mit mehreren Buchstaben, die wir nicht haben unterscheiden können, versiegelt war, und auf der sich eine Inschrift befand, welche folgende Worte enthielt:

„Fleischbrühe für Maria Theresia.

„Als genannter Langlois aufgefordert wurde zu sagen, auf welchen Befehl er diese Fleischbrühe brächte, hatte er gesagt, daß er seit ohngefähr vier bis fünf Monaten sie fortwährend ohne Hinderniß gebracht hätte.

„Der Rath des Tempels, in Betracht, daß kein Arzt die oben angeführten Fleischbrühen verordnet hatte, und daß die Tochter Capet und ihre Tante einer vollkommenen Gesundheit genießen, wie sich der Rath heute davon überzeugt hat;

„In Betracht, daß vielleicht nur aus einer Art von Gewohnheit und ohne irgend ein Bedürfniß der Gebrauch dieser Fleischbrühe beibehalten sein kann, und daß es zu gleicher Zeit das Interesse der Republik, wie die Pflichten der Beamten ist, jede Art von Mißbrauch abzuschaffen, so bald sie Kenntniß davon haben:

„Beschließt, daß von dem heutigen Tage an die Anwendung jedes Heilmittels, von wem es auch sein möge, aufhören wird, bis darüber an den allgemeinen Rath Bericht erstattet worden ist, damit er über das entscheidet, was ihm zusteht.

„Der Rath nimmt den Beschluß von dem Rathe des Tempels in seinem ganzen Inhalte an."

Einer der größten Schmerzen der armen Prinzessinnen war, nicht pünktlich die Gebote der Kirche befolgen zu können; so setzten sie sich allen Arten von Beleidigungen und von Grobheiten aus, um zu versuchen während der Bußtage zu fasten. Unter anderen Scherzen antwortete

man ihnen, daß seit der Proclamation der allgemeinen Gleichheit es keinen Unterschied zwischen den Tagen gäbe.

Außerdem waren die Wochen zu Gunsten der Dekaden abgeschafft worden.

Trotz aller dieser guten Gründe bestand Madame Elisabeth eines Freitags darauf, Eier oder Fische zu erlangen.

— Wozu Eier und Fisch? fragte einer der Municipalbeamten.

— Um zu fasten, antwortete Madame Elisabeth.

— Und warum willst Du fasten?

— Weil das eine der Vorschriften unserer heiligen Kirche ist.

— Aber, Bürgerin, rief der Municipalbeamte mit einem unendlichen Mitleiden über die Unwissenheit und den Aberglauben der Gefangenen aus, Du weißt also nicht was vorgeht; nur die Dummköpfe glauben noch an dergleichen.

Madame Elisabeth ergab sich, und hörte von diesem Augenblicke an auf, irgend Etwas zu verlangen.

Eines Tages erschien man bei den Gefangenen, um zu einer strengeren Durchsuchung zu schreiten, als irgend eine von denen, welche bis jetzt vorgenommen worden waren.

Simon hatte sie angeklagt, falsches Geld zu schlagen; er hatte das Geräusch des Prägestockes gehört und erkannt.

Sie kostete den Prinzessinnen ihr Trictrac, das heißt die letzte Zerstreuung, welche man ihnen gelassen hatte.

Es war das Geräusch der Würfel, welches Simon für das des Prägestockes gehalten hatte.

Am 19. Januar 1794 hörten die Prinzessinnen einen großen Lärm bei dem jungen Prinzen; sie waren nun überzeugt, daß man ihn aus dem Tempel fortführe. Indem sie durch das Schlüsselloch blickten, sahen sie in der That viele Packete forttragen. Von diesem Augenblicke an glaubten sie, daß er den Tempel verlassen hätte, während er nur ausgezogen war.

Simon war es, der den Tempel verlassen hatte; gezwungen zwischen der Stelle als Municipalbeamter und der eines Aufsehers des Dauphins zu wählen, hatte er sich für die des Municipalbeamten entschieden.

Obgleich der Fastenspeisen beraubt, hielt Madame Elisabeth doch ihre Fastenzeit gänzlich; sie frühstückte nicht. Sie genoß zum Mittagessen eine Schale Milchkaffee, und am Abend aß sie ein Stück trockenes Brod.

Was Madame anbelangt, so wollte sie gern das Beispiel ihrer Tante befolgen, aber diese befahl ihr im Gegentheile das zu essen, was man ihr brächte, da sie noch nicht das für das Fasten bestimmte Alter erreicht hätte.

Da sich mit dem Anfange des Frühlings die Republik immer mehr in Geldverlegenheit befand, so zog man das Talglicht der Prinzessinnen ein, welche von nun an sich zu Bett legten, sobald sie nicht mehr sehen konnten.

Bis zum 9. Mai trug sich nichts Bemerkenswerthes zu.

An diesem Tage in dem Augenblicke, wo die beiden Gefangenen sich zu Bett legen wollten, zog man ihre Riegel auf, und sie hörten an ihre Thür klopfen.

Da sie zu antworten zögerten, so verdoppelten sich die Schläge.

—Haben Sie ein wenig Geduld, sagte Madame Elisabeth, ich ziehe mein Kleid an.

—Was der Teufel, sagte eine barsche Stimme, ein Kleid anzuziehen kann doch nicht so lange dauern.

Und die Schläge verdoppelten sich mit einer solchen Heftigkeit, daß die beiden Prinzessinnen glaubten, daß man ihre Thür erbrechen würde.

Madame Elisabeth entschloß sich endlich aufzumachen.

—Endlich! sagte dieselbe Stimme, als sie den Schlüssel sich in dem Schlosse drehen hörte, das ist ein Glück.

—Was wollen Sie, meine Herren? sagte die Prinzessin zu den drei Männern, welche an der Thür warteten.

—Vorwärts, Bürgerin, sagte der eine dieser drei Männer, Du mußt hinuntergehen.

—Und meine Nichte? fragte Madame Elisabeth.

—Bah! man wird sich nachher mit Deiner Nichte beschäftigen.

—Madame schlang die Arme um den Hals ihrer Tante und stieß einiges Geschrei aus.

Madame Elisabeth umarmte sie, indem sie sie aufforderte, sich zu beruhigen.

Hierauf, um sie zu beruhigen, und obgleich sie selbst nicht an das Versprechen glaubte, welches sie gab, sagte sie zu ihr:

—Sei unbesorgt, mein Kind, ich werde ohne Zweifel wieder heraufkommen.

—Nein, Bürgerin, nein, Du wirst nicht wieder heraufkommen, sagte derselbe Mann, indem er den Kopf schüttelte; nimm Deine Haube und geh hinunter.

Madame Elisabeth suchte ihre Haube, und da sie nach ihrem Gefallen zu lange zögerte, sie zu finden, so überhäuften sie die mit Beleidigungen, welche gekommen waren, um sie zu holen.

Man mußte gehorchen. Madame Elisabeth umarmte noch ein Mal ihre Nichte.

—Habe Muth und glaube immer an Gott, mein Kind, sagte sie zu ihr, bediene Dich immer der guten Grundsätze der Religion, welche Du erhalten hast, und fehle niemals gegen die letzten Anempfehlungen Deines Vaters und Deiner Mutter.

Als sie diese letzten Empfehlungen nach ihrer Reihe gemacht hatte, entfernte sie sich.

Unten an der Treppe angelangt, verlangte man ihre Taschen von ihr, in welchen sich Nichts befand. Arme Frau, seit einem Monate kehrte man sie ihr täglich drei Male um.

Hierauf setzten, die Municipalbeamten ein Protokoll auf, um sich ihrer Person zu entlasten.

Endlich, nach Tausend erhaltenen Beleidigungen, stieg sie mit dem Gerichtsdiener des Tribunals in den Fiaker und kam nach der Conciergerie, wo sie die Nacht zubrachte.

Am folgenden Morgen sollte sie vor dem Tribunale erscheinen.

In dem Augenblicke, wo der König, und selbst die

Königin verurtheilt worden waren, hatte der Convent, der den König gerichtet hatte, und das Revolutionstribunal, welches die Königin gerichtet hatte, ihnen die Gunst erzeigt, sie allein zu richten und zu verurtheilen; aber zu der Zeit, zu welcher man gelangt war, das heißt am 10. Mai 1794, war das Tribunal überfüllt, und konnte eine solche Gunst nicht gewähren. Man fügte daher Madame Elisabeth ein und zwanzig Personen hinzu, und unter Anderen die ganze Familie Loménie von Brienne, mit Ausnahme des ehemaligen Ministers, den wir bei seinem Austritte aus dem Ministerium im Bilde haben verbrennen sehen, und der, um damit schneller ein Ende zu machen, obgleich das Tribunal nicht die Sachen in die Länge zog, sich in dem Augenblicke das Leben genommen hatte, wo man gekommen war, um ihn zu verhaften.

Die Revolution war also so weit, daß sie einen Kardinal zum Selbstmorde antrieb.

Uebrigens werden wir das Verhör genau geben. Es ist ein Protokoll der Unschuld, welches von einer Märtyrerin und von einer Heiligen der Geschichte vermacht worden ist.

Die Prinzessin wurde gegen zehn Uhr vor das Tribunal geführt; Fouquier Thinville hatte den Vorsitz.

—Wie heißen Sie? fragte Fouquier Thinville.

—Maria Philippine Elisabeth Helene.

—Ihr Stand?

Madame Elisabeth zögerte.

—Ich frage, was Sie waren?

—Ich war die Tochter des Herrn Dauphin und die Schwester des Königs.

—Wo waren Sie an den Tagen des 12., 13. und 14., das heißt zu der Zeit der ersten Verschwörungen des Hofes gegen das Volk?

—Ich war in dem Schooße meiner Familie, ich habe keine der Verschwörungen gekannt, von denen Sie mir sprechen, und es sind das Ereignisse, von denen ich weit entfernt war, sie vorauszusehen und sie zu unterstützen.

—Haben Sie zu Zeit der Flucht des Tyrannen nach Varennes ihn nicht begleitet?

—Alles gebot mir, meinen Bruder zu begleiten, und ich habe mir bei dieser Veranlassung, wie bei jeder anderen, eine Pflicht daraus gemacht, ihn nicht zu verlassen.

—Haben Sie nicht an dem schändlichen und scandalösen Gelage der Gardes du Corps Theil genommen, und haben Sie nicht mit Maria Antoinette die Runde des Tisches gemacht, um jeden der Gäste den abscheulichen Schwur wiederholen zu lassen, alle Patrioten auszurotten, um die Freiheit in ihrer Geburt zu ersticken und den wankenden Thron wieder zu befestigen?

—Ich weiß durchaus nicht, ob das Gelage stattgefunden hat, von dem Sie sprechen; aber ich erkläre, auf keine Weise davon unterrichtet gewesen zu sein, und keinen Theil daran genommen zu haben.

—Sie sagen nicht die Wahrheit, und Ihr Leugnen kann Ihnen von keinem Nutzen sein, wo demselben auf der einen Seite durch die allgemeine Kunde und auf der andern durch die Wahrscheinlichkeit widersprochen wird,

welche jeden vernünftigen Mann überzeugt, daß eine so innig mit Maria Antoinette sowohl durch die Bande des Blutes, als durch die engste Freundschaft verbundene Frau, als Sie es waren, sich nicht hat entbinden können, ihre Umtriebe zu theilen, und sie aus allen Ihren Kräften zu begünstigen. Sie haben also nothwendig, im Einverständnisse mit der Frau des Tyrannen den abscheulichen, von den Söldlingen des Hofes geleisteten Schwur, die Freiheit in ihrem Ursprunge zu ermorden und zu vernichten, herausgefordert, und Sie haben gleicher Weise die blutige, den kostbaren Zeichen der Freiheit, die von Ihren Mitschuldigen mit Füßen getreten worden sind, angethane Schmach herausgefordert.

—Ich habe gesagt, daß alle diese Thatsachen mir fremd sind.

—Wo waren Sie an dem Tage des 10. August 1792?

—Ich war auf dem Schlosse, meiner gewöhnlichen und natürlichen Residenz.

—Haben Sie nicht die Nacht von dem 9. auf den 10. in dem Zimmer Ihres Bruders zugebracht, und haben Sie nicht mit ihm geheime Berathungen gehabt, welche Ihnen den Zweck und den Beweggrund aller der Bewegungen und Vorbereitungen erklärt haben, welche unter Ihren Augen vor sich gingen?

—Ich habe die Nacht, von der Sie sprechen, bei meinem Bruder zugebracht; ich habe ihn niemals verlassen; er hatte viel Vertrauen zu mir, ich habe indessen weder in seinem Betragen, noch in seinen Reden irgend Etwas

bemerkt, welches mir das andeuten konnte, was sich seitdem zugetragen hat.

—Ihre Antwort verletzt zugleich die Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit, und einer Frau, welche in dem ganzen Laufe der Revolution der neuen Ordnung der Dinge einen so offenbaren Widerstand gezeigt hat, kann nicht geglaubt werden, wenn sie glauben lassen will, daß sie die Ursache der Versammlungen aller Art nicht kennt, welche an dem Tage vor dem 10. August in dem Schlosse vor sich gingen. Wollen Sie uns sagen, was Sie in dieser selben Nacht verhindert hat, sich zu Bett zu legen?

—Ich habe mich nicht zu Bett gelegt, weil die eingesetzten Korporationen gekommen waren, meinem Bruder die Aufregung der Bewohner von Paris und die Gefahren mitzutheilen, welche daraus hervorgehen könnten.

—Sie verstellen sich vergebens, besonders nach den verschiedenen Geständnissen der Frau Capet, welche sie bezeichnet hat, als dem Gelage der Gardes du Corps beigewohnt zu haben, als sie in ihren Befürchtungen und ihren Beunruhigungen am 10. August über das Leben Capets und über alles das erhalten zu haben, was sie interessiren konnte. Aber was Sie vergeblich leugnen, ist der thätige Antheil, den Sie an dem Gefechte genommen haben, welches zwischen den Patrioten und den Söldlingen der Tyrannei entstanden ist. Das ist Ihr Eifer, den Feinden des Volkes zu dienen und ihnen Kugeln zu liefern, welche Sie sich die Mühe nahmen zu kauen, da sie gegen die Patrioten gerichtet werden sollten und bestimmt waren, sie wegzuraffen. Das

sind die Gelübde gegen das öffentliche Wohl, welche Sie thaten, damit der Sieg den Anhängern Ihres Bruders bliebe, und die Ermuthigungen aller Art, welche Sie den Mördern des Vaterlandes gaben. Was antworten Sie auf diese letzten Thatsachen?

— Alle diese mir zur Last gelegten Thatsachen sind eben so viele Abscheulichkeiten, mit denen mich besudelt zu haben ich weit entfernt bin.

— Haben Sie nicht zur Zeit der Reise von Varennes der schimpflichen Entweichung des Tyrannen die Entwendung der sogenannten Krondiamanten, welche damals der Nation angehörten, vorausgehen lassen, und haben Sie dieselben nicht Ihrem Bruder von Artois übersandt?

— Diese Diamanten sind nicht an Artois gesandt worden; ich habe mich darauf beschränkt, sie den Händen einer vertrauten Person zu übergeben.

— Wollen Sie uns den Verwahrer dieser Diamanten bezeichnen oder uns ihn nennen?

— Herr von Choiseul ist derjenige, den ich gewählt hatte, um sie ihm in Verwahrung zu geben.

— Was ist aus den Diamanten geworden, welche Sie nach Ihrer Aussage Choiseul anvertraut haben?

— Ich weiß durchaus nicht, welches das Schicksal dieser Diamanten hat sein können, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, Herrn von Choiseul wiederzusehen, und ich mich durchaus nicht damit beschäftigt habe.

— Sie hören nicht auf, über alle die Fragen zu lügen, welche an Sie gerichtet sind, und ganz besonders über die Sache der Diamanten, denn ein Protokoll vom 12. Sep-

tember 1792, das richtig mit Kenntniß der Sache von den Repräsentanten des Volkes zur Zeit der Untersuchung des Prozesses in Bezug auf den Diebstahl dieser Diamanten aufgesetzt worden ist, bestätigt auf eine unwidersprechliche Weise, daß genannte Diamanten an Artois übersandt worden sind.

Hier schweigt die Angeklagte.

—Der Präsident: Haben Sie nicht einen Briefwechsel mit Ihrem Bruder, dem ehemaligen Monsieur geführt?

—Ich erinnere mich nicht, einen geführt zu haben, besonders seitdem er verboten ist.

—Haben Sie nicht die sechs Wunden der von Ihrem Bruder gegen die wackeren Marseiller nach den Champs-Elysées gesandten Mörder selbst verbunden?

—Ich habe niemals gewußt, daß mein Bruder Mörder gegen wen es auch sein möge abgesandt hat; wenn es mir begegnet ist, einigen Verwundeten Hülfe zu leisten, so hat die Menschlichkeit allein mich beim Verband ihrer Wunden leiten können. Ich habe nicht nöthig gehabt, mich nach der Ursache ihrer Leiden zu erkundigen, um mich mit ihrer Erleichterung zu beschäftigen. Ich mache mir kein Verdienst daraus, aber ich glaube nicht, daß man mir ein Verbrechen daraus machen kann.

—Es ist schwer diese Gefühle der Menschlichkeit, von denen Sie sprechen, mit jener grausamen Freude in Uebereinstimmung zu bringen, welche Sie gezeigt haben, als Sie am Tage des 10. August Ströme von Blut haben

fließen sehen. Alles berechtigt uns zu glauben, daß Sie nur menschlich für die Mörder des Volkes sind, und daß Sie die Grausamkeit der blutgierigsten Thiere gegen die Vertheidiger der Freiheit hegen.

Weit davon entfernt, diesen letzteren Hülfe zu leisten, forderten Sie durch Ihre Beifallsbezeigungen zu ihrem Blutbade heraus; weit davon entfernt, die Mörder des Volkes zu entwaffnen, theilten sie mit vollen Händen die Todeswerkzeuge an sie aus, mit deren Hülfe Sie und Ihre Mitschuldigen sich schmeichelten den Despotismus der Tyrannei wieder herzustellen.

Das ist die Menschlichkeit der Herrscher der Nationen, welche zu allen Zeiten ihren Launen, ihrem Ehrgeize oder ihrer Habgierde Millionen von Menschen geopfert haben.

Hätte die Angeklagte Elisabeth, deren Vertheidigungsplan ist, Alles das zu leugnen, was zu ihrer Last ist, die Rechtschaffenheit einzugestehen, daß sie den kleinen Capet mit der Hoffnung geschmeichelt hat, seinem Vater auf dem Throne zu folgen, und daß sie auf diese Weise die Rückkehr zum Königthume herausgefordert hat.

—Ich unterhielt mich vertraulich in meinem Gefängnisse mit diesem Unglücklichen, der mir in mehr als einer Beziehung theuer war, und ich spendete ihm dem zu Folge die Tröstungen, welche mir am meisten im Stande schienen, ihn für den Verlust derer zu entschädigen, welche ihm das Leben gegeben hatten.

—Das heißt mit anderen Ausdrücken eingestehen, daß Sie den kleinen Capet mit Racheplänen nährten, welche

Sie und die Ihrigen nicht aufgehört hatten gegen die Freiheit zu bilden, und daß Sie sich schmeichelten, die Trümmer eines gestürzten Thrones wieder aufzurichten, indem Sie ihn mit alle dem Blute der Patrioten überschwemmten.

X.

Fouquier Thinville trägt auf den Tod an. — Verurtheilung der Familie Loménie von Brienne. — Witz des öffentlichen Anklägers. — Weigerung, einen nicht beeidigten Priester kommen zu lassen. — Der Saal der Todten. — Das getheilte Halstuch. — Die Strahlenkrone der Jugend. — Die drei und zwanzigste auf dem Karren. — Lob der Schwester des Königs. — Antwort an Herrn von Saint-Pardour. — Sie folgt ihrem Bruder überall hin. — Die adeligen Frauen, welche sie begleiten. — Der letzte Kuß. — Würdigung der Tugenden der Madame Elisabeth. — Letzter Akt des 10. Mai.

Als dieses Verhör beendigt war, trug Fouquier Thinville auf den Tod an, und die von ihm befragten Geschwornen erklärten bei ihrer Seele und bei ihrem Gewissen, daß die Prinzessin den Tod verdient hätte.

Zu gleicher Zeit, als sie, wurden, wie wir gesagt haben, die ganze Familie Loménie von Brienne verurtheilt,

so wie auch die Wittwe und der Sohn Montmorins, des am 2. September bei dem Blutbade der Gefängnisse umgebrachten ehemaligen Ministers.

Der junge Mann war neunzehn Jahre alt.

Als er um Madame Elisabeth herum außer der Familie von Brienne, außer Frau von Montmorin und ihrem Sohne, die Frauen von Senozan, von Montmorency, von Canisy und einen alten Hofmann, den Grafen von Sourdeval sah, sagte daher auch der öffentliche Ankläger auf eine artige Weise:

— Nun denn! worüber beklagt sie sich denn, indem sie sich an dem Fuße der Guillotine von ihrem getreuen Adel umgeben sieht, könnte sie glauben, daß sie noch in Versailles wäre.

Der öffentliche Ankläger hatte Recht; die adeligen Frauen fehlten Madame Elisabeth auf dem Platze Ludwigs XV eben so wenig, als die adeligen Männer dem Könige Johann bei Poitiers und Philipp von Valois bei Crecy gefehlt hatten.

Madame Elisabeth beklagte sich daher auch nicht; sie verzieh ihren Peinigern und betete für ihre Gefährtinnen.

Sie hörte daher ihr Urtheil ohne Erstaunen, ohne Schmerz, mit dem Lächeln auf den Lippen an; nur senkte sie den Kopf traurig als, nachdem sie einen nicht beeidigten Priester verlangt hatte, diese Gunst ihr verweigert wurde. Man wollte sie nach der Conciergerie zurückführen, aber sie verlangte lange im Voraus diesen gemeinsamen Saal zu betreten, den man den Saal der Gleichheit hätte nennen müssen, den man aber noch

mit den bei weitem bedeutsameren Namen des Saales der Todten getauft hatte; dort, in Mitte der niedergebeugten Opfer, die Einen unter dem Bedauern des Lebens, die Andern unter dem Schmerze einer ewigen Trennung, blieb sie aufrecht, indem sie gleich jenen Engeln, welche, um die ersten Christen zu ermuthigen und zu unterstützen, in den Circus hinabgingen, von der einen zu der andern ging; ihre erste Handlung war erhaben an Züchtigkeit. Eine Frau suchte ein Tuch, um ihren Busen zu bedecken, Madame Elisabeth zerriß ihr Halstuch, und gab ihr die Hälfte davon.

Dann kam die Reihe an sie, der Scharfrichter schnitt ihr ihre langen blonden Haare ab, welche wie eine Strahlenkrone der Jugend, indem sie einer Strahlenkrone der Ewigkeit den Platz abtraten, um sie herum fielen. Sogleich fielen ihre Gefährtinnen darüber her und theilten sich in dieselben; hierauf band man ihr die Hände, Alles das, ohne daß eine Wolke die Heiterkeit ihres Gesichtes trübte, ohne daß sie einen Seufzer ausstieß, ohne daß sie eine Klage entschlüpfen ließ. Man ließ sie als die letzte auf die letzte Bank des Karrens steigen; zwei und zwanzig Köpfe sollten vor dem ihrigen fallen!

Die Karren fuhren fort.

Das gewöhnlich auf dem Wege der Verurtheilten so lärmende und so beleidigende Volk schwieg dieses Mal; man zeigte sich die Marthyrin mit der Hand, und einige Frauen des Volkes, welche noch an Gott glaubten, wurden ertappt, daß sie das Zeichen des Kreuzes machten.

Das kam daher, weil auch alle die Verschwendungen

der Königin, alle die Ausschweifungen des Hofes, alle die politischen Lügen des Königs, Nichts von alle dem die edle Prinzessin besudelt hatte. Während der ganzen Zeit, welche Ludwig XVI. reich, mächtig, kurz König gewesen war, war sie verschwunden, und mit Ausnahme derer, welche sie im Geheimen unterstützte, ahnete Niemand ihr Dasein. Erst in dem Augenblicke der Unruhen, erst am 15. und 16. Oktober, erst am 20. Juni, erst am 10. August sah man sie erscheinen; aber immer schön und züchtig wie Minerva, um dem Könige und der Königin einen Schild aus ihrer Unschuld zu machen. Am 20. Juni hielt man sie für ihre Schwägerin; Mörder bedrohten sie, Herr von Saint-Pardoux warf sich zwischen sie und die auf sie gezückten Messer, indem er ausrief:

—Ihr irrt Euch, Unglückselige, es ist nicht die Königin, es ist die Schwester des Königs.

—Warum sie denn enttäuschen, mein Herr, sagte Madame Elisabeth mit ihrer Engelsstimme, Sie hätten ihnen vielleicht ein bei weitem größeres Verbrechen erspart!

Am 10. August, als Niemand an sie dachte, als sie die Tuilerien, Paris, Frankreich hätte verlassen können, dachte sie nicht einmal daran; sie folgte ihrem Bruder in die Nationalversammlung, sie folgte ihm in die Loge der Zeitungsschreiber, sie folgte ihm in den Tempel; sie wäre ihm mit derselben Selbstverleugnung auf das Schaffot gefolgt, ohne nur zu fragen, wohin führen Sie mich, so sehr schien es ihr natürlich, das Schicksal ihres Bruders im Leben und im Tode zu theilen; aber dort hielt man sie zurück.

—Wo gehen Sie hin? fragte sie der Scharfrichter.

—Zum Tode!

—Es ist noch nicht Ihre Reihe.

Und sie wartete, ein Engel des Trostes für die Königin, bis zu dem Augenblicke, wo man die Königin zu holen kam, und wo sie dieses Mal wieder mit ihr sterben wollte.

Aber nun war es die Königin, welche zu ihr sagte:

—Bleiben Sie noch auf dieser Erde, meine Schwester, und seien Sie die Mutter meiner Kinder.

Und sie war ihre Mutter bis zu dem Augenblicke, wo man sie nach ihrer Reihe zu holen kam. Denn auch ihre Reihe war endlich gekommen.

Ein geheimer Gewissensbiß nagte daher auch bei dem Vorüberkommen dieser Frau an dem Herzen Aller; denn Jedermann sah sie, sich selbst vergessend, die Anderen zum Muthe und zur Ergebung ermahnen. Die Frauen, welche mit ihr sterben sollten, stolz dieser Märthyrin der Erde, welche ein Engel des Himmels werden sollte, zum Gefolge zu dienen, die Frauen gingen eine nach der anderen vor ihr vorüber, um von dem Karren auf das Schaffot zu gehen, indem sie sich im Vorüberkommen verneigten, indem jede nach ihrer Reihe einen Segen und einen Kuß erhielt.

Und die Scharfrichter, welche Camille Desmoulins und Danton diese letzte Freude verweigert hatten, sich an dem Fuße der Guillotine zu umarmen, die Scharfrichter, voll Ehrerbietung, voll Traurigkeit, ließen sie gewähren.

Dann kam ihre Reihe. Alles, was betend, weinend und lebend um sie herum gewesen war, war stumm, kalt

und gefühllos geworden. Um auf die blutige Höhe des Schaffottes zu gelangen, zählte sie ein und zwanzig Leichen. In dem Korbe, in welchen ihr Kopf zu rollen im Begriffe stand, sah sie ein und zwanzig Köpfe.

Dann, als der letzte, der reinste, fast der schönste, fiel der ihrige.

O! das war ein großes Verbrechen, das die Freiheit lange der Revolution, ihrer Schwester, vorwerfen wird!

Maria Philippine Elisabeth Helene, Schwester König Ludwig XVI., starb auf diese Weise am 10. Juni 1794 im Alter von vier und dreißig Jahren. Ein Muster der Aufopferung, der Reinheit, der christlichen Liebe, seit fünfzehn Jahren, das heißt von der Zeit an, wo sie sich den Männern hätte hingeben können, und in welcher sie sich Gott gewidmet hatte.

„Seit 1790, wo ich mehr im Stande gewesen bin, sie zu schätzen, schrieb in der Verbannung jene andere Märtyrin, welche man Madame nannte, und die man heut zu Tage Frau Herzogin von Angouleme nennt, seit 1790, wo ich mehr im Stande gewesen bin, sie zu schätzen, habe ich an ihr nur Religion, nur Liebe zu Gott, Abscheu vor der Sünde, Sanftmuth, Frömmigkeit, Bescheidenheit und eine große Anhänglichkeit an ihre Familie gesehen, für die sie sich geopfert hat, da sie niemals den König und die Königin hat verlassen wollen. Kurz, sie war eine Prinzessin würdig des Blutes, aus dem sie entsprossen war. Ich kann nicht genug Gutes über die Güte sagen, die sie für mich gehabt, und die nur mit ihrem Leben aufgehört hat. Sie betrachtete mich und pflegte mich wie ihre Tochter,

und ich ehrte sie wie eine zweite Mutter. Ich hatte ihr alle Gefühle einer solchen gewidmet. Man sagte, daß wir uns, dem Gesichte nach, ähnlich wären. Ich fühle, daß ich ihren Charakter habe, möchte ich auch alle ihre Tugenden haben, und eines Tages mit ihr, so wie mit meinem Vater und mit meiner Mutter in dem Schooße Gottes vereinigt sein, wo sie, wie ich nicht zweifle, die Belohnung eines Todes genießen, der ihnen so verdienstlich gewesen ist."

Die Leiche der Madame Elisabeth wurde mit denen der anderen Opfer untermischt nach dem Magdalenenkirchhofe gebracht.

Die Kirchenbücher thun nicht ein Mal Erwähnung von einem Satge für sie von sieben Franken.

Ohne Zweifel wurde sie ohne irgend einen Unterschied in jenen Kalkofen geworfen, welcher die Leichen verzehrte.

XI.

Der Dauphin. — Simon überliefert. — Der einen Schuhmacher aus ihm machen will. — Der junge Wolf. — Sein Widerstand gegen Simon. — Man berauscht den Dauphin, um ihn zu verführen. — Gemeine Grausamkeit Simons. — Schläfst Du, Capet. — Simon wird Municipalbeamter. — Der Dauphin sich selbst überlassen. — Seine Martern, seine moralische und physische Entkräftung. — Brief von Madame über diesen Gegenstand. — Am 9. Thermidor wollte man den Bruder und die Schwester verbannen. — Cambacerès widersetzt sich dem. — Harmand de la Meuse. — Der ehemalige Kammerdiener. — Simon guillotinirt. — Beschreibung des Gefängnisses des Dauphins. — Langer und schmerzlicher Besuch. — Das Mittagessen des Prinzen. — Der Wundarzt Desault. — Der Beschluß der Gemeinde. — Krankheit und Hinfälligkeit des Prinzen. — Er stirbt am 9. Juni 1795.

Gehen wir jetzt zu dem jungen Dauphin Ludwig Franz Joseph Xavier über, der am 27. März 1785 ge-

boren war, und der bei seiner Geburt den Titel Herzog der Normandie erhalten hatte, den noch vor drei oder vier Jahren eine Art von Betrüger führte, und von dem wir Alle wissen, daß er von dieser Betrügerei lebte, ohne indessen zu wagen, öffentlich den Rang in Anspruch zu nehmen, den sein Name ihm anweisen würde, wenn dieser Name der seinige wäre.

Wir haben erzählt, wie am 3. Juli 1793, beinahe sechs Monate nach dem Tode des Königs, das erlauchte Kind von seiner Mutter, von seiner Schwester und von seiner Tante getrennt worden war.

Von diesem Augenblicke an war er Simon übergeben worden.

Die Geschichte hat diesen Mann gerichtet. Simon ist der Hudson Lowe der Legitimität.

Seltsames Spiel der Vorsehung, wir hätten fast gelästert und gesagt des Zufalles, welcher auf Sant Helena Napoleon dem Obrist Hudson Lowe überliefert, und im Tempel Ludwig Xavier dem Schuhmacher Simon.

Armes königliches Kind, das von diesem Augenblicke an Platz in der Reihe der Märthyrer einnehmen kann.

Unter dem Vorwande, daß Rousseau gesagt hätte, daß ein Prinz nur ein Mensch wäre, und daß jeder Mensch ein Berufsgeschäft lernen müsse, zwang Simon den Enkel Ludwigs XIV., den Nachkommen Heinrichs IV., den Sprößling des heiligen Ludwig, Schuhmacher zu werden.

Das war, wie man begreifen wird, eine ziemlich traurige Arbeit für ein Kind, welches bis dahin mit seiner Mutter und seiner Tante die heilige Geschichte, das Rech-

nen und die Geographie mit seinem Vater studirt hatte. Er leistete daher auch Anfangs Widerstand.

Aber die Gemeinde hatte Simon alle Gewalt über den jungen Prinzen, oder besser noch über den jungen Wolf gegeben, wie man zu jener Zeit den nannte, den man bis dahin Seine königliche Hoheit, den Herrn Dauphin genannt hatte.

Simon fing damit an, ihn ein Zeugniß gegen die Königin aussagen zu lassen, ein schändliches Zeugniß, welches verursachte, daß diese sich mit einer erhabenen Regung aufrichtete, indem sie ausrief:

—O! ich appellire darüber an alle Mütter!

Dann ließ er ihm eine Erklärung unterzeichnen, welche aussagte, daß nach der Trennung des Königs und seiner Familie die Königin, Madame Elisabeth und Madame nichts destoweniger sich Mittheilungen gemacht hätten.

Das arme Kind hatte Anfangs aus allen seinen Kräften Widerstand gegen diese Eingebungen Simons geleistet; seine Willenskraft im Alter von acht Jahren setzte mehr als ein Mal seine Peiniger in Verwunderung; endlich, da sie nicht hofften, ihn zu beugen, versuchten sie ihn abzustumpfen; dabei wurde das Werk leichter, und der Wein und die geistigen Getränke bändigten diesen Willen, mit dem Simon nicht fertig werden konnte.

Man berauschte das arme Kind, und sobald er einmal betrunken war, so lehrte man ihm entweder Lieder gegen die Königin, oder grobe Flüche, oder Zoten; mehr als ein Mal hatte die Königin den Schmerz, ihr eigenes Kind entweder das Ça ira! oder Madame Veto! singen zu

hören. Das Leben des armen kleinen Gefangenen verfloß daher zwischen der Trunkenheit und der Verfolgung.

Diese Verfolgung hatte, da sie keinen Grund hatte, kein Ziel; es waren Schläge am Tage, dann am Abend; wenn der königliche Gefangene entweder durch den Wein, den er getrunken, oder durch die schlechte Behandlung, die er erduldet hatte, erschöpft war, zeigte Simon dem Kinde das elende Lager, das ihm in einer Ecke des Zimmers vorbehalten war. Das Kind verstand, und legte sich sogleich wie ein gehorsamer Hund.

Dann, nach Verlauf einer Stunde, wenn das Kind in diesem der Jugend so nothwendigen guten Schlafe ruhte, rief ihm Simon mit seiner rauhesten Stimme aus seinem Bette zu:

—Schläfst Du, Capet?

Bei der zweiten oder dritten Frage erwachte das Kind und antwortete:

—Ja, Bürger Simon.

—Du bist also da?

—Ja, Bürger Simon.

—Nun denn! stehe auf, damit ich Dich sehe.

Das Kind zögerte.

—Geschwind! geschwind! wiederholte Simon, stehen wir auf, und das rasch.

Und das Kind sprang mit bloßen Füßen von seinem elenden Lager auf die kalten Steinplatten, indem es sagte:

—Hier bin ich, Bürger Simon.

—Wo das?

—Hier.

—Ich sehe Dich nicht, komm näher, damit ich Dich sehe.

Das Kind näherte sich zitternd.

—Noch näher, sagte Simon.

Es näherte sich ein wenig mehr.

—Noch näher, hierher, an mein Bett.

Und nun, es ist unglaublich, aber dem ist indessen so, und nun streckte Simon sein Bein aus dem Bette, und ließ den armen Märtyrer mit einem Fußtritte gegen den Leib, überall hin, wo er ihn treffen konnte, zehn Schritte weit wegrollen, indem er ausrief:

—Es ist gut, leg Dich wieder, kleiner Wolf.

Und dieser abscheuliche Auftritt erneuerte sich jedes Mal, wo Simon erwachte, so daß er seine Zerstreuungen bei Nacht, wie seine Zerstreuungen bei Tage hatte.

Endlich kam jener denkwürdige 10. Januar herbei, an welchem die Prinzessinen Lärm bei dem jungen Prinzen gehört und geglaubt hatten, daß er aus dem Tempel fortgeführt würde, während es ganz einfach Simon war, welcher auszog, und der, da er nicht zwei Stellen zu gleicher Zeit versehen konnte, gezwungen war, zwischen seinem Titel als Municipalbeamter oder seinem Stande als Peiniger zu wählen.

Wie wir gesagt haben wählte er die Municipalität und verließ den Tempel.

Man hätte nun glauben können, daß die Lage des armen Kindes sich verbessern würde, aber das Gegentheil ereignete sich; Ludwig Xavier bekam zwei Peiniger statt eines.

Will man sehen, in welchem Zustande dieser Prinz war? befragen wir seine Schwester, Madame, und sie wird uns die Wahrheit über ihn als er noch lebte sagen, wie sie uns dieselbe über Madame Elisabeth nach deren Tode gesagt hat.

„Ich habe gesehen, daß man die Grausamkeit gehabt hatte, meinen armen Bruder allein zu lassen, eine unerhörte Unmenschlichkeit, die zuverlässig niemals ein Beispiel gehabt hat, auf diese Weise ein unglückliches, bereits krankes Kind von acht Jahren zu verlassen, und es in seinem Zimmer unter Schloß und Riegel, ohne eine andere Hülfe eingesperrt zu halten, als eine schlechte Schelle, die er niemals zog, so sehr hatte er Furcht vor den Leuten, welche er gerufen hätte, und wollte lieber an Allem Mangel leiden, als das Geringste von seinen Verfolgern zu verlangen. Er war in einem Bette, das man seit länger als sechs Monaten nicht gemacht hatte, und das er nicht die Kraft hatte zu machen; Flöhe und Wanzen bedeckten ihn, seine Wäsche und seine Person waren voll davon; man hatte ihm länger als ein Jahr lang nicht das Hemd und die Strümpfe gewechselt; seine Ausleerungen blieben gleichfalls in seinem Zimmer, und während dieser ganzen Zeit hat sie niemals Jemand fortgeschafft; sein mit eisernen Stangen und einem Vorlegeschlosse verschlossenes Fenster ward niemals aufgemacht, und man konnte es wegen des verpesteten Geruchs, der in seinem Zimmer herrschte, darin nicht aushalten. Freilich vernachlässigte sich mein Bruder, er hätte mehr Sorge für seine Person haben und sich wenigstens waschen können, da man ihm einen Krug Wasser

gab. Aber das unglückliche Kind starb vor Furcht und verlangte niemals Etwas, so sehr hatten Simon und seine anderen Wächter ihn zittern lassen. Er brachte den Tag über mit Nichtsthun zu, man gab ihm kein Licht; dieser Zustand hatte vielen Nachtheil für seinen Geist und seinen Körper. Es ist nicht zu verwundern, daß er in eine entsetzliche Entkräftung versunken ist, die Zeit, welche er gesund gewesen ist, und in der er so vielen Grausamkeiten widerstanden hat, ist ein Beweis von seiner guten Constitution."

Erinnert man sich der Beschreibung, welche wir von den Leiden Latudes in seinem Kerker gemacht haben; ach! es waren noch keine zwanzig Jahre verflossen, und der Enkel Ludwigs XV. erduldete nun auch die Martern, welche sein Großvater diesen hatte erdulden lassen.

Aber warum bezahlte dieser Unschuldige für den Schuldigen? Mein Gott, das ist ohne Zweifel eines der Geheimnisse Deiner Weisheit, denn es kann nicht eines Deiner Gerechtigkeit sein!

Die Zeit verfloß, die Marter des jungen Prinzen nahm immer mehr zu; eine Drehlade war in seinem Gefängnisse angebracht worden, und er sah nicht einmal mehr die Hand, welche ihn bediente, indem sie ihm gerade das zukommen ließ, was er an den gröbsten Nahrungsmitteln nöthig hatte, um nicht vor Hunger zu sterben.

Endlich kam der 9. Thermidor herbei; es war einen Augenblick lang die Rede davon, den jungen Prinzen von Frankreich fortzusenden und ihm die Freiheit wiederzugeben, indem man ihn zur Verbannung verurtheilte; aber am

22. Januar 1795, gerade zwei Jahre nach dem Tode des Vaters, machte Cambacérès einen Bericht, in welchem er die Nothwendigkeit aufstellte, die beiden Kinder als Gefangene zurückzuhalten. Der junge Prinz und die junge Prinzessin blieben daher in dem Teapel.

Die Gesundheit Ludwig Xaviers verschlimmerte sich indessen von Tage zu Tage. Allein in diesem Zimmer ohne Luft lebend, durch einen verpesteten Geruch untergraben, wurde das Kind sichtlich schwächer; endlich waren die Berichte der Art, daß die Regierung beschloß, ihm Commissäre zu senden, und auf den Bericht dieser Commissäre den berühmten Wundarzt Desault.

Harmand de la Meuse war einer dieser Commissäre, und er war es besonders, der den Prinzen anredete.

Folgen wir dieser merkwürdigen Zusammenkunft in allen ihren Umständen.

Es war gegen Anfang März 1795 als dieser Besuch statt fand. Harmand de la Meuse erklärt, sich nicht des bestimmten Datums dieses Besuches zu erinnern, so sehr verwirrte ihn dieser Besuch.

Die Commissäre kamen an; seit zwei oder drei Tagen wurden sie erwartet, und da man den Zweck ihres Besuches kannte, so hatte man den jungen Prinzen neu gekleidet und sein Zimmer gesäubert, außerdem hatte man ihm Karten zum Spielen gegeben.

Die Gefangenen befanden sich in dem westlichen Thurme, man führte daher die Commissäre nach diesem Thurme.

Kaum hatten sie einige Stufen der Treppen über-

schritten, als eine jammervolle Stimme aus einem unter dieser Treppe angebrachten Gitterfenster drang; die Commissäre blieben stehen. Sie hatten geglaubt, daß dieses Gitterfenster den Käfig irgend eines unreinen Thieres, und nicht die Wohnung eines Menschen verschlösse.

Die Commissäre sahen sich einander erstaunt an; hierauf befragten sie ihren Führer, und ihr Führer theilte ihnen mit, daß der, welcher aus der Tiefe dieses Kellers rief, ein ehemaliger Kammerdiener des Königs wäre.

Die Commissäre fragten nach seinem Namen.

Man hatte ihn vergessen!

Der Gefangene wurde an das Tageslicht gerufen; er erschien auf der Treppe, legte seine Klage vor, und verlangte seine Freiheit:

Die Vollmachten der Commissäre erstreckten sich nicht so weit.

Er verlangte wenigstens den Kerker zu wechseln.

Diese zweite Bitte wurde gewährt.

Hierauf ging man noch zehn oder zwölf Stufen hinauf, und man befand sich vor der Thür des Zimmers, in welchem der junge Prinz eingesperrt war.

Der Befehl aufzumachen wurde gegeben,

Der Schlüssel drehte sich geräuschvoll in dem Schlosse, und als die Thür aufgemacht war, befand man sich in einem kleinen Vorzimmer ohne ein anderes Möbel, als einen Ofen von Fayence, der mit dem benachbarten Zimmer durch eine in der Scheidewand angebrachte Oeffnung in Verbindung stand, und den man nur durch das Vorzimmer heitzen konnte.

Diese Vorsichtsmaaßregel war aus Furcht vor Feuer getroffen worden.

Dieses zweite Zimmer, in welches der Ofen ging, war das Zimmer des Kindes, in welchem sein Bett stand. Es war von Außen verschlossen, und man hatte einige Schwierigkeit, es aufzumachen.

Endlich gab die Thür nach und man konnte eintreten.

Der Prinz saß vor einem viereckigten Tische, auf welchem viele Spielkarten zerstreut waren, einige in der Gestalt als Schachteln und Kasten zusammengebogen, aus den andern hatte er ein Schloß gebauet. Er war mit diesen Karten beschäftigt, als die Commissäre eintraten, und ließ sich durch sie durchaus nicht stören.

Er war neu als Matrose in ziegelfarbiges Tuch gekleidet, und auf Veranlassung des Besuchs der Commissäre, waren Vorzimmer und Zimmer gereinigt und gut erleuchtet.

Das Bett bestand aus einer hölzernen Bettstatt ohne Vorhänge; die Betttücher und die Matratzen waren erneuert worden und schienen den Commissären gut.

Das Bett stand zur Linken, hinter der Thür beim Eintreten.

Weiterhin befand sich eine einfache, gänzlich geleerte Bettstatt, das war die, welche Simon diente, als er dasselbe Zimmer bewohnte.

Führen wir hier an, daß Simon nach dem 9. Thermidor der Kopf abgeschlagen worden war.

Die Bewegungen der Commissäre, ihre Fragen an

den Kerkermeister, schienen durchaus keinen Eindruck auf den jungen Prinzen zu machen; kaum hatte er sich, wie wir gesagt haben, umgewandt, als die Thür aufgemacht worden war.

Harmand de la Meuse näherte sich ihm.

—Mein Herr, sagte er zu ihm, zu spät von dem schlechten Zustande Ihrer Gesundheit und von der von Ihnen gemachten Weigerung unterrichtet, sich Bewegung zu machen und auf die Fragen zu antworten, die man an Sie stellt, so wie auf die Vorschläge, die man Ihnen gemacht hat, einige Arzneien anzuwenden und den Besuch eines Arztes zu empfangen, sendet uns die Regierung an Sie ab, damit wir uns von allen diesen Thatsachen versichern, und damit wir selbst Ihnen in ihrem Namen alle ihre Anträge erneuern. Wir wünschen, daß sie Ihnen angenehm sind; wir sind daher bevollmächtigt, Ihnen die Mittel zu verschaffen, um Ihre Spaziergänge auszudehnen und Ihnen die Gegenstände der Zerstreuung und der Erholung anzubieten, welche Sie wünschen können. Ich bitte Sie daher, mein Herr, mir zu antworten, wenn Ihnen das beliebt.

Wie man sieht, hatte der Redner seine kleine Rede vorbereitet, aber sein Erstaunen war groß, als der Prinz, nachdem er ihn einen Augenblick lang starr angeblickt hatte, ohne seine Stellung zu verändern, wieder stumm zu seinen Karten und zu seinen Schlössern zurückkehrte.

Nun nahm Harmand, indem er dachte, daß der

Prinz ihn nicht verstanden hätte, wieder von Neuem das Wort.

—Ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt oder Sie haben mich vielleicht nicht verstanden, mein Herr, sagte er, aber ich habe die Ehre, Sie zu fragen, ob Sie ein Pferd, einen Hund, Vögel, Spielsachen, von welcher Art es auch sein möge, einen oder mehrere Gespielen Ihres Alters wünschen, die Sie uns vorstellen werden, bevor wir sie zu Ihnen einziehen lassen; wollen Sie zum Beispiel in diesem Augenblicke in den Garten hinunter oder auf die Thürme hinaufgehen, wünschen Sie Bonbons, Kuchen, kurz, wünschen Sie irgend Etwas?

Der Prinz hatte sich von Neuem umgewandt; er blickte Harmand mit einer fast schrecklichen Starrheit an, aber er antwortete nicht ein einziges Wort.

Nun versuchte Harmand einen stärkeren Ton anzunehmen, und betonte folgende Worte:

—Mein Herr, sagte er zu ihm, so viele Hartnäckigkeit in Ihrem Alter ist ein Fehler, den Nichts zu entschuldigen vermag; diese Hartnäckigkeit setzt uns um so mehr in Erstaunen, als unser Besuch, wie Sie sehen, zum Gegenstande hat, einige Erleichterung in ihre Lage, Pflege und Hülfe für Ihre Gesundheit zu bringen. Wie wollen Sie, daß man dazu gelangt, wenn Sie sich immer weigern zu antworten und das zu sagen, was Ihnen angenehm ist? Gibt es eine andere Art und Weise es Ihnen anzubieten? Haben Sie in diesem Falle die Güte, es uns zu sagen, und wir werden uns darnach richten.

Aber auch diese neue Frage, indem sie denselben star-

ren Blick und eben so geringe Aufmerksamkeit herbeiführte, ließ das Kind nicht aus seinem Schweigen hervorgehen.

Harmand wurde es indeß nicht überdrüssig, zu fragen und begann wieder:

— Wenn Ihre Weigerung zu sprechen nur Sie compromittirte, mein Herr, so würden wir, nicht ohne Schmerz, aber mit mehr Ergebung warten, bis es Ihnen gefällig wäre, das Schweigen zu brechen, weil wir daraus schließen müssen, daß Ihre Lage Ihnen ohne Zweifel weniger mißfällt, als wir es denken, daß Sie dieselbe nicht verlassen wollen. Aber Sie gehören sich nicht selbst an; Alle die, welche Sie umgeben, sind für Ihre Person und für Ihren Gesundheitszustand verantwortlich. Wollen Sie dieselben compromittiren, wollen Sie uns selbst compromittiren; denn welche Antwort können wir der Regierung geben, deren Organe wir sind? Haben Sie die Güte, mir zu antworten, ich bitte Sie inständigst darum, oder wir werden es Ihnen am Ende befehlen.

Nicht ein Wort und immer dieselbe Starrheit.

Harmand war in Verzweiflung; besonders dieser Blick, sagte er, hatte einen solchen Ausdruck von Ergebung und von Gleichgültigkeit, daß er den Gedanken auszudrücken schien:

— Was liegt mir daran, bringen Sie Ihr Opfer vollends um.

Weit davon entfernt, diesem königlichen Kinde befehlen zu können, weit davon entfernt, dieses arme, durch sein Märthyrerthum geheiligte Geschöpf roh behandeln zu können, fühlte Harmand bei diesem Anblicke, daß ihm die

Thränen in die Augen stiegen, und er war bereit, in Schluchzen auszubrechen.

Er that daher einige Schritte in dem Zimmer, um seine Kräfte wieder zu sammeln, und indem er zu dem Prinzen zurückkehrte, sagte er mit einer Stimme, in welche er eine gewisse Gewalt zu legen suchte:

— Mein Herr, haben Sie die Gefälligkeit, mir die Hand zu geben.

Das Kind reichte sie ihm sogleich.

Nachdem er diese Hand befühlt hatte, verlängerte Harmand die Bewegung bis unter die Achselhöhle, und erkannte eine Geschwulst an dem Handgelenke und eine andere an dem Ellbogen.

Diese Geschwülste waren indessen nicht schmerzlich, denn Harmand konnte sie berühren, sie sogar drücken, ohne daß der Prinz die geringsten Zeichen von Schmerz von sich gab.

Harmand setzte seine Untersuchung fort.

— Den andern Arm, wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, sagte er.

Der Prinz reichte den andern Arm hin, dieser war gesund.

— Erlauben Sie, mein Herr, fuhr Harmand fort, daß ich auch Ihre Beine und Ihre Kniee berühre?

Der Prinz stand auf, und der, welcher ihn untersuchte, fand dieselben Geschwülste unter der Kniekehle.

Auf diese Weise vor ihm stehend, hatte der junge Prinz die Haltung der englischen Krankheit und eines Fehlers der Ausbildung; seine Beine und seine Schenkel wa-

ren lang und dünn, die Arme eben so, der Rumpf sehr kurz, die Brust erhoben, die Schultern hoch und zusammengezogen, der Kopf schön und sogar sehr schön in allen seinen Einzelnheiten, die Haut rein, aber ohne Farbe, die Haare lang und schön, gut gehalten, hellbraun.

—Haben Sie jetzt die Gefälligkeit zu gehen, mein Herr.

Der junge Gefangene gehorchte sogleich, indem er auf die Thür zuging, welche die beiden Betten trennte, aber er kehrte zurück, um sich auf der Stelle wieder zu setzen. Nun versuchte Harmand eine letzte Bemühung.

—Meinen Sie, mein Herr, sagte er zu ihm, daß das Bewegung ist, und sehen Sie nicht im Gegentheile, daß diese Unthätigkeit allein die Ursache Ihrer Krankheit und der Zufälle ist, mit denen Sie bedroht sind? Haben Sie daher die Güte, unserer Erfahrung und unserem Eifer zu glauben, Sie können nicht hoffen, Ihre Gesundheit wieder herzustellen, als wenn Sie sich in unsere Bitte und in unseren Rath fügen. Wir werden Ihnen einen Arzt senden und wir hoffen, daß Sie so gefällig sein werden, ihm zu antworten.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, während dessen die Commissäre vergebens die verlangte Antwort erwarteten.

Nicht ein Zeichen, nicht ein Wort.

—Mein Herr, begann nun Harmand wieder, haben Sie die Güte, ein wenig länger zu gehen.

Dieses Mal entstand nochmals ein Schweigen, und dem zu Folge eine Weigerung. Der Prinz blieb, die Ell-

bogen auf den Tisch gestützt sitzen. Seine Züge veränderten sich nicht einen einzigen Augenblick lang; nicht das geringste Erstaunen in den Augen. Es war wie als ob die Commissäre nicht da gewesen wären, oder wie als ob sie Nichts gesagt hätten.

Uebrigens sprach Harmand allein. Seine Collegen thaten nicht ein einziges Mal den Mund auf.

Sie schienen durch dieses schmerzliche Schauspiel bestürzt.

Sie blickten einander mit dem Ausdrucke einer unendlichen Traurigkeit an, und begannen einige Schritte auf einander zuzuthun, um sich ihre Eindrücke mitzutheilen, als die Thür aufging und ein Schließer mit dem Mittagessen des Prinzen eintrat.

„— Ein rother irdener Napf, sagt Harmand, enthielt eine schwarze, mit einigen Linsen bedeckte Suppe; auf einem Teller von derselben Art befand sich ein kleines Stück gekochtes Rindfleisch, das gleichfalls schwarz und zusammengeschrumpft war, dessen Güte durch diese Benennungen hinlänglich angedeutet war. Ein zweiter Teller, dessen Boden mit Linsen bedeckt war, und ein dritter, auf welchem sich sechs weit eher verbrannte, als gebrannte Kastanien befanden, ein Löffel und eine Gabel von Zinn, und kein Messer!

Das war das Mittagessen für den Sohn Ludwigs XVI., den Erben von sechs und sechzig Königen!"

Die Commissäre entfernten sich; sie hatten Nichts mehr zu sehen, und der hartnäckige Gefangene schien weniger als jemals geneigt zu antworten.

In dem Vorzimmer befahlen sie, daß diese abscheuliche Behandlung, deren Opfer der Prinz gewesen war, und die bereits eine so große Verbesserung erlangt hatte, in Zukunft gänzlich geändert würde, und daß man auf der Stelle damit anfinge, seinem Mittagessen einige Leckereien, und besonders Früchte hinzufüge.

Harmand verlangte sogar, daß man ihm Trauben verschaffe, welche damals ziemlich selten und noch sehr theuer waren.

Der Befehl dazu wurde gegeben und die Commissäre traten wieder ein. Der Knabe hatte sein mageres Mittagessen bereits verschlungen.

Harmand fragte ihn, ob dieses Mittagessen ihm genügt hätte, und ob er damit zufrieden wäre.

Aber dieses Mal, wie Anfangs, erlangte er von dem Gefangenen keine Antwort.

Nun war es ihm nicht mehr erlaubt, zu zweifeln, daß es ein gefaßter Entschluß wäre, und daß jeder Versuch, den Prinzen sprechen zu lassen, vergebens sein würde.

Harmand näherte sich ihm daher ein letztes Mal, denn er wollte sich Nichts vorzuwerfen haben.

—Mein Herr, sagte er zu ihm, wir entfernen uns von Schmerz über das Schweigen erfüllt, das Sie hartnäckig gegen uns beibehalten haben; dieses Schweigen gegen uns ist um so schmerzlicher, als wir es nur dem Unglücke zuschreiben können, Ihnen mißfallen zu haben. Wir werden dem zu Folge der Regierung vorschlagen, mein Herr, Ihnen Commissäre zu senden, welche Ihnen angenehmer sind.

Derselbe starre, sogar durchdringende Blick, wenn jeden Falles diese Starrheit nicht Gleichgültigkeit oder Blödsinn war.

— Wollen Sie jetzt, mein Herr, fuhr Harmand fort, daß wir uns entfernen?

Keine Antwort.

Die Commissäre verneigten und entfernten sich. Als die erste Thür wieder hinter ihnen verschlossen war, blieben sie eine Viertelstunde lang in dem Vorzimmer, um sich über das zu befragen und sich die Betrachtungen mitzutheilen, welche jeder in dieser Beziehung über den moralischen und über den physischen Zustand des jungen Prinzen gemacht hatte.

Nun befragten die Commissäre der Regierung die, welche den Gefangenen umgaben, über dieses hartnäckige und so wenig natürliche Schweigen, und sie erfuhren, daß dieses Schweigen seit dem Augenblicke stattfinde, wo Simon ihm Gewalt angethan hatte, damit er gegen seine Mutter die abscheuliche Aussage unterzeichnete, welche bei dem Processe vorgebracht worden war. Seit diesem Augenblicke, fügten sie hinzu, hätte der Prinz kein Wort ausgesprochen.

Man bemerke wohl, daß zu der Zeit, wo der Prinz diesen Entschluß faßte, er acht und ein halbes Jahr alt war, und zu der Zeit, wo Harmand ihn sah, war er bald zehn alt.

Als sie das Vorzimmer verließen, kamen Harmand und seine Collegen überein, daß: „für die Ehre der Nation die es nicht wußte, für die des Convents, welche, der Wahrheit nach es gleichfalls nicht wußte, dessen Pflicht

es aber gewesen wäre, davon unterrichtet zu sein, für die der strafbaren Municipalität von Paris selbst, welche Alles wußte, und die alle diese Leiden verursachte, werden wir uns darauf beschränken provisorische Maaßregeln zu verordnen, welche auf der Stelle getroffen worden, und wir werden keinen öffentlichen Bericht geben, sondern denselben im geheimen Ausschusse, in dem Ausschusse allein ihn abstatten.“ Dem geschah so.

Als sie den jungen Prinzen verließen, gingen die Commissäre zu Madame hinauf, wo wir sie wiederfinden werden.

Einige Tage nachher wurde der berühmte Wundarzt Desault nach dem Tempel gesandt, um den jungen Prinzen zu besuchen; aber kaum hatte er ihn gesehen, als er ausrief:

—Es ist zu spät!

Er untersuchte nichts destoweniger den Prinzen und ließ einige Verordnungen zurück, als er sich entfernte.

Drei Tage nach diesem Besuche, in dem Augenblicke, wo Desault sich anschickte eine Denkschrift über den Zustand des Gefangenen zu schreiben, wurde der berühmte Doctor von einem unregelmäßigen Fieber befallen, das ihn binnen vier und zwanzig Stunden fortriß.

Die Zeitgenossen behaupteten, daß er vergiftet worden wäre.

Dumangin und Pelletan folgten ihm bei dem Prinzen.

Die Härte der Gemeinde, welche die Commissäre durch ihren Bericht zu entehren fürchteten, war bei weitem wei-

ter gegangen, als man sich denken kann, selbst nachdem man das gelesen hat, was wir darüber geschrieben haben.

Ein Aufseher, der gewagt, hatte von der schlechten Behandlung zu sprechen, welcher der junge Prinz ausgesetzt war, wurde am folgenden Tage verhaftet. Ein Mitglied des Rathes, welches dasselbe Verbrechen begangen hatte, wurde fortgejagt.

Da man an eine solche Unmenschlichkeit nicht glauben könnte, so wollen wir hier den Beschluß der Gemeinde geben.

Sitzung vom 6. Germinal, Jahr II.

Ein Mitglied macht sehr schwere Beschuldigungen gegen Cressent, von der Section der Bruderliebe, Mitglied des Rathes, der abgeordnet war, nach den Tempel zu gehen. Er sagt daß der Bürger Cressent sich erlaubt hat, das Schicksal des kleinen Capet zu bedauern. Nach geschehener Verhandlung und auf den Antrag mehrerer Mitglieder, beschließt der Rath, daß der Bürger Cressent aus dem Rathe ausgeschlossen ist, und daß er auf der Stelle mit den Belegstücken nach der Polizei gesandt, und seine Papiere versiegelt werden sollen.

Indessen war am 9. Thermidor, wie wir gesagt haben, eine kleine Verbesserung in dem Schicksale des Prinzen eingetreten.

Im Anfange des Monats November 1794 waren bürgerliche Commissäre gekommen, das heißt ein Mann von jeder Section, welche vier und zwanzig Stunden in

dem Tempel zubrachten, um das Dasein des Kindes zu bestätigen. Einer dieser Commissäre, Namens Laurent, wurde der jungen Prinzessin beigegeben, der andere, Namens Gomier, wurde dem jungen Prinzen beigegeben.

Das waren zwei wackere Leute, welche eine außerordentliche Aufmerksamkeit für den jungen Gefangenen hatten, und die damit anfingen, sein Zimmer säubern und lüften zu lassen und ihm einige Spielsachen zu geben, um ihn zu zerstreuen. Am Abend ließ man den armen Kleinen ohne Licht, und wenn die Nacht herbeigekommen war, starb er vor Furcht.

Sie erlangten, daß das Zimmer des Kindes erleuchtet wurde.

Bald darauf bemerkten sie, daß die Handgelenke und die Knie des jungen Prinzen geschwollen waren. Sie verlangten von dem Rathe, daß das Kind in den Garten hinunter gehen könnte, um ein wenig Bewegung zu haben, ein Verlangen, das ihnen bewilligt wurde. Um den Prinzen nicht zu sehr zu ermüden, und um ihn allmählig an die Luftveränderung zu gewöhnen, ließen sie ihn Anfangs in den Saal hinuntergehen, was dem Kinde sehr gefiel, das, wie alle anderen Kinder, um so lieber den Ort veränderte, als sein Zimmer Nichts weniger als freundlich war; die Krankheit machte indessen hinlänglich große Fortschritte, so daß der allgemeine Rath sich am 19. Dezember in den Tempel begab, um diese Krankheit zu bestätigen.

Während des Winters hatte der Prinz einige Fieber-

anfälle; man konnte ihn das Feuer nicht verlassen lassen. Laurent und Gomier forderten ihn auf, auf den Thurm zu gehen, um Luft zu schöpfen, aber kaum war er dort, als er wieder hinunter gehen wollte; im Allgemeinen weigerte er sich zu gehen und besonders die Treppe zu ersteigen; von Tage zu Tage verschlimmerte sich seine Krankheit, und seine Kniee schwollen beträchtlich. Gegen diese Zeit, das heißt gegen die ersten Monate des Jahres 95, war es, daß Harmand de la Meuse und seine Collegen dem jungen Prinzen den Besuch abstatteten, den wir erzählt haben, und welchem der Besuch und der Tod Desaults folgte, dessen Nachfolger, wie wir ferner gesagt haben, die Herrn Dumangin und Pelletan waren.

Diese fällten kein besseres Urtheil über den Prinzen, als es Desault gethan hatte; nur hatten sie die Vorsicht, ihre Meinung für sich zu behalten, und keine Note noch Denkschrift über die Krankheit des Gefangenen anzukündigen.

Der Zustand des königlichen Kindes fuhr in der That fort, sich zu verschlimmern: er verschluckte mit Mühe die Arzeneien, welche man ihm verordnete, ging nicht mehr auf den Thurm hinauf, ging nicht mehr in den Saal hinab, kurz weigerte sich gänzlich sein Zimmer zu verlassen; zum Glück ließ ihn diese Krankheit, so tödlich sie auch war, nicht viel leiden, es war viel eher Niedergeschlagenheit und Entkräftung, als heftige Schmerzen. Endlich, nach mehreren traurigen Krisen, befiel ihn das Fieber, um ihn nicht mehr zu verlassen, und seine Kräfte nahmen mit

jedem Tage ab; er starb am 9. Juni 1795, um drei Uhr Nachmittags, im Alter von zehn Jahren und zwei Monaten.

Die Oeffnung der Leiche wurde vorgenommen, und man fand in ihr keine Spur von Gift.

XII.

Madame allein in dem Tempel geblieben. — Sie kannte das Schicksal ihrer Tante und ihrer Mutter nicht. — Die Messer, das Feuerzeug. — Robespierre, der 10. Thermidor. — Die Conventsmitglieder. — Laurent Commissär. — Verbesserung des Schicksales der Prinzessin. — Besuch Harmands. — Beschreibung. — „Man gibt mir kein Holz.“ — Das Piano. — Das Bett. — Die Bücher. — Der Bruder und die Schwester können sich sehen. — Madame verläßt das Gefängniß nach vierzig Monaten. — Historische Vermuthung über Robespierre. — Auswechslung von Madame gegen acht Gefangene. — Der Kaiser von Oesterreich will sie mit dem Erzherzog Karl verheirathen. — Sie heirathet den Herzog von Angouleme.

So blieb von dieser ganzen königlichen Familie, die am 13. August 1792 den Tempel betreten hatte, am 9.

Juni 1795 um vier Uhr Nachmittags nur noch Madame übrig.

Das Schaffot hatte den König, die Königin und Madame Elisabeth verschlungen, und der langsame und abscheuliche Tod des Gefängnisses hatte den Dauphin Ludwig Xavier gefordert, der für das Schaffot noch zu jung war.

Um diese Gallerie des Schmerzes zu vervollständigen, bleibt uns daher nur noch übrig, Madame von dem Tage an zu folgen, an welchem Madame Elisabeth ihr geraubt wurde, bis zu dem Tage, an welchem sie endlich in Freiheit gesetzt wurde.

Es war der 9. Mai 1794, an welchem diese grausame Trennung stattgefunden hatte. Am folgenden Tage, um vier Uhr Nachmittags, hatte Madame Elisabeth aufgehört zu leben.

Madame blieb allein, und, wie man wohl begreifen wird, in der Trostlosigkeit.

Sie wußte nicht, was aus ihrer Tante geworden war; man wollte es ihr nicht sagen, aber das Schicksal des Königs und der Königin konnte sie eben nicht in Zweifel über das lassen, was Madame Elisabeth vorbehalten wäre oder was sie sogar bereits erlitten hatte. Indessen, da ihr nichts Bestimmtes über ihre Mutter zugekommen war, so behielt sie noch einige Zeit lang einen Rest von Hoffnung. Ihr erster Gedanke war, daß man Madame Elisabeth geholt hätte, um sie aus Frankreich fortzuführen; wenn sie sich indessen der Art und Weise erinnerte, mit der man gekommen war, sie zu holen, der Art, mit der

man sie fortgeführt hatte, so lastete etwas Finsteres und Schweres auf ihrem Herzen, und ließ die traurigsten Ahnungen dasselbe erfüllen.

Am folgenden Tage fragte sie die Municipalbeamten, was aus Madame Elisabeth geworden wäre.

— Sie ist ausgegangen, frische Luft zu schöpfen, antworteten diese.

— Aber dann, da Sie mich von meiner Tante getrennt haben, rief Madame aus, so vereinigen Sie mich doch mit meiner Mutter, ich kann nicht so allein in dem Gefängnisse bleiben, das wäre zu grausam.

— Wir werden darüber mit denen sprechen, die es angeht, antworteten die Municipalbeamten.

Und sie entfernten sich.

Einen Augenblick nach ihrer Entfernung kam man, Madame den Schlüssel zu dem Schranke zu bringen, in welchem die Wäsche ihrer Tante war.

— Dann, sagte sie, erlauben Sie, daß ich ihr einen Theil davon zukommen lasse, denn sie hat keine.

— Das ist nicht möglich, antwortete man ihr.

Madame Elisabeth hatte oft zu ihrer Nichte gesagt, daß wenn sie allein in dem Gefängnisse bliebe, sie Alles thun sollte was sie vermöchte, um von den Municipalbeamten zu erlangen, daß sie ihr eine Frau zur Gesellschaft geben; da sie sah, daß man sie allein ließ, da sie sah, daß wenn sie verlangte mit ihrer Mutter oder mit ihrer Tante wieder vereinigt zu werden, man ihr beständig antwortete, daß das nicht geschehen könnte, so bat Madame, obgleich überzeugt, daß man ihr Verlangen nicht gewähren würde,

oder daß, wenn man es ihr bewilligte, es geschähe, um irgend ein abscheuliches Geschöpf wie die Mutter Tison zu ihr zu setzen, so verlangte Madame aus einem frommen Gefühle, das sie veranlaßte den Wünschen der Madame Elisabeth zu gehorchen, von den Municipalbeamten ihr eine Frau zu geben.

— Wozu? fragten diese erstaunt über eine solche Anmaaßung.

— Um bei mir zu wohnen, sagte Madame.

— Schön, antworteten die Municipalbeamten, bist Du etwa nicht groß genug, um Dich ganz allein zu bedienen, Bürgerin?

In der That, Madame Royale war bald sechszehn Jahre alt.

Indessen, jemehr die Zeit voran schritt, desto strenger wurde man gegen Madame.

Eines Tages traten die Municipalbeamten zu einer Stunde zu ihr ein, welche nicht die der gewöhnlichen Besuche war.

— Bürgerin, fragten sie, wie kömmt es, daß Du Messer hast, da man sie Dir genommen hat?

— Man hat sie mir genommen, das ist wahr, sagte Madame, aber seitdem hat man sie mir zurückgegeben.

— Hast Du deren viele?

— Nur zwei, hier sind sie.

— Und in Deiner Toilette, hast Du darin keine?

— Nein.

— Und eine Scheere?

— Ich habe keine, meine Herren.

Ein anderes Mal traten sie ein, und der eine von ihnen, welcher den Ofen berührte, fand denselben warm.

— Wer hat Feuer angemacht? fragte dieser Mann.

— Ich, sagte Madame, ist dabei etwas Böses?

— Und wozu hast Du Feuer angemacht?

— Um meine Füße in das Wasser zu stellen.

— Womit hast Du das Feuer angezündet?

— Mit einem Feuerzeuge.

— Wer hat Dir dieses Feuerzeug gegeben?

— Ich weiß es nicht, ich habe es hier gefunden, und ich habe mich seiner bedient.

— Es ist gut, vorläufig werden wir es Dir nehmen. O! beklage Dich nicht, es geschieht zu Deiner Gesundheit; aus Furcht daß Du einschlafen und Dich an dem Feuer verbrennen möchtest. Du hast nichts Anderes?

— Nein, meine Herren.

Und sie nahmen das Feuerzeug mit, indem sie Madame in der Unmöglichkeit ließen, sich künftighin Feuer anzumachen, wie kalt es auch sein möchte.

Uebrigens, es sei denn, daß sie befragt wurde, sprach Madame niemals, selbst nicht mit denen, welche ihr das Essen brachten.

Eines Tages kam ein Mann; sein Besuch war nicht gemeldet worden, und dennoch trat er nicht allein ohne Schwierigkeit ein, sondern auch noch mit aller Art von Achtung und Zuvorkommenheit umgeben.

Er ging gerade auf Madame zu, betrachtete sie unverschämt, warf die Augen auf ihre Bücher, deren Titel

er ansah, hierauf entfernte er sich mit den Municipalbeamten.

Madame fragte vergebens, wer dieser Mann wäre; späterhin sagte ihr einer ihrer Wächter unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß es Robespierre gewesen.

Mittlerweile kam der 9. Thermidor herbei.

Den ganzen Tag über war die Gemüthsbewegung von Madame groß, denn dieser Tag fing wie die Septembertage an. Von dem Morgen an hörte sie den Generalmarsch schlagen und die Sturmglocke läuten. Trotz diesem Lärmen rührten sich die Municipalbeamten nicht, welche in dem Tempel waren; als man ihr ihr Mittagessen brachte, wagte die Gefangene nicht zu fragen, was sich zutrüge. Endlich hörte sie am 10. Thermidor um sechs Uhr Morgens einen gräßlichen Lärm in dem Tempel; die Wache rief zu den Waffen, die Trommel schlug den Rappel, die Thüren öffneten sich krachend und verschlossen sich wieder geräuschvoll. Sie eilte aus ihrem Bette und kleidete sich an.

Kaum war sie angekleidet, als mehrere Conventsmitglieder mit Barras an der Spitze eintraten. Alle waren im großen Kostüme, was Madame sehr beunruhigte, die wenig daran gewöhnt war, sie so zu sehen. Barras kam nun auf sie zu, nannte sie bei ihrem Namen, fragte sie, warum sie so frühzeitig angekleidet wäre, und richtete verlegen nach einander einige Fragen an sie, deren Antwort er nicht einmal abwartete; hierauf entfernte er sich.

Madame hörte sie unter den Fenstern die Wachen anreden und ihnen anempfehlen, dem Nationalconvente treu

zu sein; nun erhoben sich Tausend Rufe: Es lebe die Republik! es lebe der Convent!

Die Wache wurde verdoppelt, und die drei Municipalbeamten, welche in dem Tempel waren, blieben acht Tage darin.

An dem Ende des dritten Tages, um halb zehn Uhr Abends, lag Madame in ihrem Bette, indem sie kein Licht hatte und nicht schlief, so sehr war sie über das beunruhigt, was sich zutrug, als man ihre Thür aufmachte.

Sie richtete sich in ihrem Bette auf.

Der, welcher in ihr Zimmer trat, war ein Commissär des Convents Namens Laurent.

Er war von dem Convente beauftragt, von nun an über Madame und ihren Bruder zu wachen.

Zwei Municipalbeamten begleiteten ihn. Der Besuch dauerte lange, man zeigte ihm Alles.

Hierauf verließen Laurent und die, welche ihn begleitet hatten, das Zimmer der Prinzessin.

Am folgenden Tage, um zehn Uhr Morgens, trat Laurent in das Zimmer der Prinzessin, und ohne sie zu dutzen, wie es die Anderen machten, fragte er sie höflich, ob sie Nichts nöthig hätte.

Die arme Gefangene war ganz erstaunt über diese Manieren, von denen sie alle Gewohnheit verloren hatte, und sie schloß aus dieser Veränderung gegen sie Gutes.

Drei Male täglich trat Laurent zu ihr ein, und immer mit denselben Rücksichten und derselben Höflichkeit.

Madame benutzte den guten Willen dieses neuen Wächters, um ihm ihren Bruder anzuempfehlen; zu derselben

Zeit sandte der Convent Commissäre ab, um seinen Zustand zu bestätigen. Sie fanden den armen kleinen Prinzen in dem verpesteten Zimmer, das er mit Simon bewohnt hatte, und das sich nicht mehr öffnete, seitdem Simon nicht mehr da war.

Der Convent hatte, wie wir gesagt haben, Mitleid mit dem Kinde, und befahl, daß es besser behandelt würde.

Dem zu Folge ließ Laurent gleich am folgenden Morgen das Bett der Madame Elisabeth in das Zimmer des jungen Prinzen hinunterbringen, da das seinige voll von Flöhen und Wanzen war. Er ließ ihn Bäder nehmen, und pflegte ihn endlich in den kleinen Umständen der Toilette, wie es eine Mutter mit ihrem Kinde machen würde.

Da sie diese Güte Laurents sah, wagte Madame ihn um Nachrichten von ihren Verwandten zu bitten, indem sie verlangte, wieder mit ihrer Tante und ihrer Mutter vereinigt zu werden.

Aber Laurent antwortete ihr mit sehr bekümmerter Miene, daß ihn das Nichts anginge.

Am folgenden Tage kamen andere Leute mit der Schärpe angethan. Madame kannte den Posten nicht, den diese Leute einnahmen; aus den Rücksichten, welche man ihnen bezeigte, sah sie indessen, daß sie eine gewisse Gewalt genießen müßten. Sie verlangte daher auch von ihnen, wie sie es am vorigen Tage bei Laurent gethan hatte, wieder mit ihrer Tante und ihrer Mutter vereinigt zu werden.

Aber sie antworteten wie Laurent, daß sie das Nichts anginge, und daß sie nicht wüßten, warum sie den Tem-

pel zu verlassen verlange, in welchem sie sehr gut zu sein schien.

—Ich sage nicht, daß ich hier schlecht bin, antwortete Madame, aber es ist gräßlich, seit einem Jahre von seiner Mutter getrennt zu sein, ohne Nachrichten von ihr zu haben.

—Sie sind nicht krank? fragte einer dieser Männer.

—Nein, mein Herr, aber die schmerzlichste der Krankheiten ist die des Herzens.

—Ich sage Ihnen, daß wir Nichts dabei vermögen, erwiderte derselbe Mann.

—Was rathen Sie mir denn dann, mein Herr?

—Ich rathe Ihnen, Geduld zu fassen, und auf die Gerechtigkeit und auf die Güte der Franzosen zu hoffen.

Nach diesen Worten entfernten sie sich.

Nach den Verbesserungen, welche um sie und um ihren Bruder herum geschahen, sah Madame indessen ein, daß sich einige wichtige politische Veränderungen zugetragen haben müßten. Laurent war gegen sie immer vortrefflich an Gefälligkeit und an Höflichkeit. Er ließ ihr Licht und hatte ihr ihr Feuerzeug zurückgegeben.

Mittlerweile kamen dieselben Commissäre der Regierung welche sich von dem Zustande des jungen Prinzen versichert hatten, zu gleicher Zeit zu Madame hinauf.

Harmand de la Meuse zählte die Stufen, welche nach dem Zimmer von Madame führten; es gab deren zwei und achtzig.

Die Schließer benachrichtigten Harmand, daß er für den Fall, wo Madame nicht auf seine Fragen antworten

würde, sich nicht verändern dürfe; sie wäre sehr stolz, sagten sie, und spräche sehr selten.

Das Erste, was Harmand in die Augen fiel, war ein sehr großes Kamin, in welchem ein sehr kleines Feuer brannte. Dieses Kamin befand sich der Eingangsthür gegenüber. Ein Bett stand zur Linken, an dem Fußende des Bettes war eine offene Thür, die mit einem anderen Zimmer in Verbindung stand.

Es herrschte an diesem Tage eine feuchte Kälte, und diese Kälte ließ bei dem Eintritte in dieses große Zimmer, dessen Decke sehr hoch, dessen Mauern von unglaublicher Dicke waren, schaudern. Alles schien den Commissären feucht und eisig, und dennoch war Alles sauber gehalten. Madame war es, welche ihr Zimmer kehrte, und ihr Bett selbst machte. Als die Commissäre eintraten, saß Madame in einem Sessel, unter einem sehr hohen und mit ungeheuren eisernen Stangen verschlossenen Fenster. Ein Strahl von Licht, durch den außerhalb angebrachten hölzernen Kasten und halb durch das Gitter aufgefangen, fiel senkrecht und fast ohne Schatten zu werfen unten an dieses Fenster. Die Wirkung dieses Strahles, sagt Harmand, war ohngefähr die, welche an einem dunkeln Orte der Widerschein eines gegen die Sonne gehaltenen Spiegels hervorbringen würde, und Madame schien, unter dieser Lichtscheibe sitzend, wie mit einem Strahlenscheine umgeben.

Sie war in ein einfaches Kleid ohne Streifen noch Zeichnungen von grauer Baumwolle gekleidet; sie war in sich selbst zusammengezogen, wie Jemand, der seine Wärme zu verdoppeln sucht, da er keine hinlänglichen Kleider hat,

um sich vor der Kälte zu schützen. Sie trug einen sehr abgenutzten Hut, und Schuhe, die wenigstens eben so abgenutzt, als der Hut waren. Sie war mit Stricken beschäftigt, eine Beschäftigung, welche, wie sie selbst sagt, sie sehr langweilte; ihre Hände waren violett, ganz gesprungen durch die Kälte und voller Frostbeulen. Sie strickte daher auch mit vieler Mühe.

Harmand trat allein in das Zimmer. Seine Collegen blieben auf der Schwelle der Thür, indessen in dem Bereiche, um Alles zu sehen und Alles zu hören. Was die Commissäre der Gemeinde anbetrifft, so waren sie in einem Büreau auf dem unteren Stockwerke geblieben.

Bei dem Anblicke Harmands, der ihr einige Besorgnisse zu verursachen schien, wandte Madame leicht den Kopf ab. Sie kannte diesen Neugekommenen durchaus nicht, und jeder Neukommende beunruhigt die Gefangenen sehr. Harmand hatte sich im Voraus eine Art von Rede gemacht, welche er Madame vortragen wollte, und in welcher er sie ganz gehorsam zu bitten gedachte ihm zu antworten; aber als er sie so armselig gekleidet, vor Frost zitternd und mit durch die Kälte aufgesprungenen Händen sah, vergaß er die schönen Redensarten, die er vorbereitet hatte, und indem er rasch vorschritt, sagte er zu ihr:

—O! mein Gott! Madame, wie sind Sie denn bei der Kälte, welche herrscht, so entfernt von dem Feuer?

—Weil ich an dem Kamine nicht hell sehe, mein Herr, antwortete Madame.

—Aber, Madame, wenn sie ein wenig größeres Feuer machten, würde das Zimmer wenigstens gewärmt sein,

und Sie würden weniger Frost unter diesem Fenster empfinden.

— Man gibt mir kein Holz, sagte Madame.

Erinnert man sich, Hundert und fünfzig Jahre früher, denselben schmerzlichen Ausruf von Madame Henriette von England gehört zu haben, der es gleichfalls an Holz fehlte, und die aufgesprungene Hände wie die von Madame hatte.

Das Feuer war in der That höchst geringfügig; es bestand aus drei kleinen Stücken jenes Holzes, das man in Paris Wellenprügel nennt.

Nach dem, was man ihm von dem Stolze von Madame gesagt hatte, war Harmand nicht auf diese sanften und ergebenen Antworten gefaßt.

Madame hatte nicht allein geantwortet, sondern sie blickte auch noch, indem sie ihre Arbeit einstellte, mit einem gewissen Wohlwollen den an, welcher diese Fragen an sie richtete.

Harmand nahm nun wieder einige Sicherheit an und fuhr fort.

— Madame, sagte er zu ihr, erst seit gestern von den unwürdigen Umständen unterrichtet, von denen wir heute Zeuge sind, hat die Regierung uns an Sie abgesandt, zuvörderst um uns davon zu überzeugen, und dann um Ihre Befehle für alle die Veränderungen zu empfangen, die Ihnen angenehm sind, und welche die Umstände erlauben werden.

Diese Sprache war für Madame so neu, daß dieselbe sie weit eher zu verwundern, als zu rühren schien, und

daß sie sich, immer noch mißtrauisch, und indem sie an eine solche Veränderung nicht zu glauben vermochte, damit begnügte, demjenigen mit den Augen zu folgen, welcher so mit ihr sprach.

Was Harmand anbelangt, so untersuchte er die beiden Zimmer mit ehrerbietiger Neugierde. Es herrschte in den Möbeln dieser beiden Zimmer ein Rest von Luxus und von Größe.

Besonders das zweite enthielt einen sehr schönen Flügel.

Verlegen, und indem er eine Gelegenheit suchte, Madame sprechen zu lassen, welche, wie wir gesagt haben, schwieg, berührte Harmand die Tasten, und obgleich er durchaus nicht musikalisch war, sagte er zu ihr:

— Ich glaube, Madame, daß dieses Piano verstimmt ist. Wollen Sie, daß ich Ihnen Jemand sende, um es zu stimmen?

— Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte Madame; dieses Piano gehört nicht mir, es ist das der Königin; ich habe es nicht berührt, und werde es nicht berühren.

Harmand fühlte sich durch diese Antwort, die so voll kindlicher Liebe war, im Herzen getroffen.

Er kehrte in das erste Zimmer zurück, und als er an dem Bette vorüberkam, das sehr gut gemacht war, berührte er es, indem er sich überzeugen wollte, ob das Bett gut wäre.

Madame erbebte.

Harmand hatte in ihren Augen einen Theil der guten Meinung verloren, welche er erlangt hatte.

Madame hielt ihn für einen ihrer Durchsucher.

Harmand bemerkte sehr schnell seinen Fehler, und bemühte sich ihn wieder gut zu machen.

—Sind Sie mit Ihrem Bette zufrieden? fragt er sie

—Ja, antwortete Madame trocknen.

Es war sichtlich, daß die Frage den durch die Geberde verursachten schlechten Eindruck nicht zerstört hatte.

Harmand wollte sich mit aller Gewalt wieder in der Meinung von Madame erheben; er ging daher nach den Eckschränken, wo sich zehn oder zwölf Bücher befanden, und schlug eines davon auf.

Es war Thomas a Kempis Nachfolge Jesu Christi.

Alle anderen waren geistliche und Gebetbücher.

—Madame, sagte Harmand, es scheint mir, daß diese Bücher sehr wenig geeignet sind, um Ihnen die Zerstreuungen und die Erholungen zu verschaffen, welche Ihre Lage Sie wünschen lassen kann. Würden Sie andere mit Vergnügen lesen?

—Nein, mein Herr, antwortete Madame, denn diese Bücher sind gerade die, welche für meine Lage passen.

Harmand verneigte sich.

—Madame, sagte er zu ihr, Sie sehen, zu welchem Zwecke wir abgesandt sind; es ist, damit, nach unserem Berichte, die gegenwärtige Ordnung der Dinge im Tempel geändert wird. Welches sind die ersten Aufmerksamkeiten, welche Ihnen für heute selbst angenehm sein können?

—Wohlan, sagte Madame, lassen Sie mir Holz geben, und dann . . .

Madame unterbrach sich, indem sie zögerte.

— Madame wolle geruhen auszusprechen, sagte Harmand.

— Und dann wünschte ich Nachrichten von meinem Bruder zu haben, fügte sie hinzu.

Die Commissäre hatten nicht einmal daran gedacht, daß man den Bruder und die Schwester verhindert hätte, sich zu sehen.

— Madame, antwortete Harmand, wir haben die Ehre gehabt ihn zu sehen, bevor wir zu Ihnen hinauf gingen.

Dann erkundigte sich die Prinzessin schüchtern denn diese Bitte war so oft gestellt und so oft verweigert worden:

— Würde ich ihn sehen können?

— Ja, Madame.

— Wo ist er?

— Hier, unter Ihrer Wohnung; wir werden es so einrichten, daß Sie ihn sehen, und mit einander umgehen können, wann Ihnen das angenehm sein wird.

Nach diesen Worten verneigte sich Harmand und entfernte sich mit seinen Collegen, indem er im Namen der Regierung Befehle ertheilte, damit die beiden erlauchten Gefangenen von nun an mit mehr Rücksichten behandelt würden.

Wir haben erzählt, wie der Prinz gestorben war. Madame blieb also von der ganzen Familie allein in dem Tempel.

Sie blieb darin noch fünf Monate; dann, nach einer

Gefangenschaft von vierzig Monaten, öffneten sich eines Tages die Thüren.

Welchem Umstande verdankte dieser letzte Sprößling der Familie seine Rettung? man weiß es nicht; nur erscheint in der Geschichte eine sonderbare Vermuthung, die nur eine Vermuthung geblieben ist.

Der Ehrgeiz Robespierres vermuthet man, hätte die Waise zu dem Zwecke verschont, um an dem Tage, wo er zur Dictatur gelangt sein würde, sie zur Frau zu nehmen, und auf diese Weise die ganze royalistische Partei sich anzuschließen.

Hier ist es vor Allem, wo das credo quia absurdum anwendbar ist.

Und Mademoiselle von Robespierre, Schwester Maximilians von Robespierre und Robespierre des Jüngeren, Mademoiselle von Robespierre, die alte Jungfer, eine schwärmerische Verehrerin ihres Bruders, welche während der Kaiserzeit und der Restauration das Kostüm der Republik nicht abgelegt hatte, Mademoiselle von Robespierre bezog von der Regierung Ludwigs XVIII. eine Pension von drei Tausend Franken.

Kurz, sehen wir, wie die Auswechslung der Prinzessin vor sich ging.

Kaum hatte der 9. Theremidor seine gnädige Reaction herbeigeführt, kaum hatten die Guillotinaden ein wenig nachgelassen, als der Kaiser Franz bei der französischen Regierung einen Schritt that, um seine Nichte zu fordern.

Die französische Regierung antwortete, daß sie bereit wäre, Madame unter der Bedingung fortzulassen, daß der

Kaiser von Oesterreich folgenden Personen die Freiheit wieder gäbe:

1) Den Conventsmitgliedern Camus, Quinette, Lamargue und Banal, und den ehemaligen Kriegsminister Bournonville, welche am 1. April 1793 durch Dumouriez überliefert waren.

2) Maret und Semonville, ehemalige diplomatische Abgesandte des Convents, im Juli 1793 von den Oesterreichern verhaftet.

3) Drouet, ehemaligem Conventsmitglied und Postmeister von Saint-Menehoult, im Oktober 1792 zum Gefangenen gemacht.

Der Kaiser nahm es an.

Am 19. November 1795 verließ Madame den Tempel und wurde nach Stichen bei Basel geführt, wo sie im Namen des Kaisers von dem Fürsten von Chèvres empfangen wurde.

Dort fand die Auswechslung ohne irgend eine Feierlichkeit statt, und wie als ob es sich um einfache Privatleute gehandelt hätte.

Hierauf reiste Madame nach Wien ab.

Sobald sie angekommen war, beschäftigte sich der Kaiser, ohne seiner damals achtzehn Jahre alten Nichte Etwas davon zu sagen, damit, ihre eine ihrer würdige Verbindung zu suchen.

Der Erzheszog Karl, unser vergangener und zukünftiger Feind, der, welcher bis an sein Ende gegen Frankreich kämpfen sollte, der noch ganz stolz über unsere Niederlage bei Neerwinden und der Feldzüge am Rhein, in

Italien gegen einen jungen, nur durch den Tag des 13. Vendemiaire bekannten General einen Theil dieser Strahlenkrone des Ruhmes verlieren sollte, der Erzherzog Karl stellte sich unter die Bewerber, um Madame zu heirathen, und vor ihm zog sich jeder andere Mitbewerber zurück.

Aber Ludwig XVI. hatte vor seinem Tode einen Schwur von seiner Tochter verlangt.

In jener Voraussicht der Zukunft, welche zuweilen vor den Augen der Sterbenden leuchtet, hatte der König errathen, daß der Tod seines Sohnes schnell dem seinigen folgen würde, und er hatte seine Tochter versprechen lassen, daß sie in diesem Falle, und wenn sie selbst ihren Peinigern entginge, Niemand anderes als den Sohn des Grafen von Artois heirathen würde, welchem, nach dem Dauphin Ludwig Xavier, eines Tages die Krone angehören müßte, wenn jemals in Frankreich das Königthum wieder hergestellt würde.

Getreu dem geleisteten Schwure, erklärte daher die Tochter Ludwigs XVI., daß sie niemals einen anderen, als den Sohn des Herrn Grafen von Artois heirathen würde.

Auf diese Weise wurde sie die Herzogin von Angouleme, und sah unter diesem Titel und trotz der Voraussichten ihres Vaters, sich diese Krone entgehen, von der sie selbst, in Ermangelung der Wirklichkeit, den Schatten auf das Haupt ihres Neffen Heinrichs V. setzte.



Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

